DIE DEUTSCHE RECHTSCHREIBUNG, VOM STANDPUNKT DER HISTORISCHEN GRAMMATIK

Ludw Ruprecht



Ruprecht



Die deutsche Rechtschreibung

vom

Standpunkte der historischen Grammatik

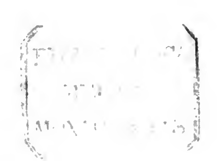
beleuchtet

von

Ludwig Ruprecht,
Collaborator am Gymnasium Andreanum zu Hildesheim.

Zweite, umgearbeitete Auflage.

Göttingen,
Vandenhoeck und Ruprecht's Verlag.
1857.



Herrn Professor

Wilhelm Müller

in Göttingen

in Dankbarkeit gewidmet

vom Verfaßer.

Verehrtester Herr!

Daß ich es wage eine Schrift über einen so unscheinbaren Gegenstand Ihnen als ein Zeichen meiner Dankbarkeit zu senden, bedarf vor Ihnen keiner Entschuldigung, da ich weiß daß Sie ihn keineswegs gering und einer wißenschaftlichen Untersuchung unwerth achten. Dies war auch nicht der Grund, der mich abhielt schon vor zwei Jahren, als ich diese Schrift zum ersten Male dem Druck übergab, sie Ihnen zuzueignen; vielmehr unterließ ich es damals, weil ich über den Werth oder Unwerth dieser kleinen Erstlingsarbeit noch zu schwankend war und weil mir namentlich ihr wißenschaftlicher Gehalt zu unbedeutend zu sein schien, um sie als eine Probe der eignen wißenschaftlichen Thätigkeit dem Lehrer zu überreichen. Jetzt aber durch wohlwollende Beurtheilungen ermuthigt, und da es mir vergönnt war durch ein gründliches Umarbeiten manche Mängel zu beseitigen und die wißenschaftliche Grundlage sicherer aufzubauen, kann ich es mir nicht länger versagen dem Drange der Dankbarkeit zu folgen. Hat mich doch gerade bei dieser Arbeit die Erinnerung recht lebhaft in die schönen Jahre zurückversetzt, da Sie mich durch Ihre Vorträge in die altdeutschen Studien einführten und mit

aufopfernder Hingebung uns Ihre Abendzeit widmeten, um bei gemeinsamer Lectüre uns Herz und Sinn für die Dichtungen des deutschen Mittelalters zu öffnen. Was Sie damals gepflanzt haben, ist von mir gepflegt und wird stets gepflegt werden, soweit Zeit und Fähigkeit es gestatten, unzertrennlich davon wird aber auch Hochachtung und Liebe gegen Sie, werthester Lehrer, in mir leben.

Ein jeder, der die orthographische Frage in den letzten Jahren verfolgt hat, wird es erklärlich finden daß diese zweite Auflage in einer völligen Umarbeitung erscheint. Denn es ist im höchsten Grade erfreulich, wieviel seitdem für die Lösung dieser nicht unwichtigen Frage, der nicht bloß praktische Schwierigkeiten sondern auch recht viele wißenschaftlicher Art im ganzen wie im einzelnen entgegenstehen, geschehen ist. Die Gelegenheit über die einzelnen diesen Gegenstand behandelnden Schriften zu sprechen wird sich später finden. — Nicht minder waren mir aber die Beurtheilungen von Nutzen, die meiner Schrift von mehreren Seiten zu Theil geworden sind und für welche ich den betreffenden Herren meinen Dank sage; sie werden finden daß keine ihrer Bemerkungen unerwogen geblieben ist. — Wenn

alle diese Erscheinungen es mir schon zur Pflicht machten meine Schrift einer gründlichen Revision zu unterwerfen, so war außerdem von großer Bedeutung für mich meine Theilnahme an der Conferenz, welche zur Regelung der Orthographie im Sommer 1854 in Hannover zusammenberufen ward; steht auch meine Arbeit äußerlich frei und unabhängig von den „Regeln und Wortverzeichnis", die als das Resultat jener Conferenz 1855 erschienen, so mußte doch der mündliche und schriftliche Verkehr mit den Herren, mit denen ich bei dieser Gelegenheit zusammenzuwirken die Ehre hatte, der Austausch von Ideen und Erfahrungen vielfach dazu beitragen meine eigenen Ansichten zu läutern und umzugestalten. Auch habe ich keinen Anstand genommen in einzelnen Punkten, deren Entscheidung dem Principe ferner lag und mehr dem Gutdünken anheim fiel, mich geradezu den Conferenzbeschlüßen unterzuordnen, weil ich sie nächst dem bestehenden Gebrauche, der zuerst Berücksichtigung verdient, als eine Auctorität in zweiter Linie ansehen zu müßen glaubte. Denn nur dann, meine ich, kann das Ziel der Einheit erreicht werden, wenn so der gute Wille da ist die Auctorität zu achten und nicht ohne zwingende Gründe zu

verlaßen. Hoffen wir daß dieser Geist des Maßhaltens, der in neuerer Zeit immer mehr hervortritt und den auch ich mir zum Gesetz gemacht habe, verbunden mit einer Abklärung der noch vielfach durcheinander gehenden wißenschaftlichen Ansichten, recht bald mit dem erwünschten Erfolge gekrönt werde, einem Erfolge, welchen ohne die Dictatur einer Akademie erreicht zu haben dem deutschen Volke Ehre machen wird.

Auch Ihnen sage ich Dank für den Rath und die Belehrung, die Sie mir im mündlichen Verkehr über manchen Punkt bereitwillig gegeben haben. Bewaren Sie mir auch ferner Ihre freundliche Zuneigung und laßen Sie mich davon ein Zeichen sehen in der wohlwollenden Aufnahme dieser Schrift, die einen Beitrag zur Erreichung jenes eben bezeichneten Zieles liefern möchte.

Mit vorzüglicher Hochachtung

der Verfaßer.

Inhaltsverzeichnis.

Nachdem die deutsche Rechtschreibung seit dem Verblühen der mittelhochdeutschen Dichtkunst einem beständigen Schwanken ausgesetzt gewesen war, erfreuen wir uns seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts zum ersten Male wieder einer Befestigung derselben. Der Beginn dieser Befestigung läßt sich nicht auf ein bestimmtes Jahr oder auch nur ein bestimmtes Jahrzehnt zurückführen, denn sie ist nicht das Werk irgend eines Grammatikers, nicht der Erfolg irgend einer neu aufgefundenen Regel, hatten doch schon viele Grammatiker mit fast denselben Regeln hundert Jahre lang erfolglos auf dasselbe Ziel hingearbeitet, sondern sie ist die allmähliche Folge des mächtigen Aufschwunges der deutschen Litteratur, welcher das Bedürfnis einer festen Schreibweise immer dringender machte und den Grammatikern, die auf die Regelung derselben drangen, immer mehr Gehör verschaffte. Es ist darum auch ein fruchtloser Streit ob Gottsched, Adelung oder Heyse oder auch irgend ein Vierter den vermeintlichen Ehrennamen des Begründers davon tragen soll. Adelung war ja ohne Zweifel der bedeutendste Sprachforscher unter ihnen, doch hätte sein Einfluß nicht so weit reichen können, wenn nicht vierzig Jahre vorher Gottsched schon einmal eine dictatorische Herrschaft in sprachlichen Dingen ausgeübt hätte; aber auch so blieben noch viele Schwankungen und Misbräuche, die erst nach Adelung ihre Erledigung fanden. Denn

die volle Befestigung kam erst mit Heyse, dessen Schulgrammatiken in Verein mit den in diesem Punkte nur unwesentlich abweichenden Beckerschen die unbestrittene Grundlage der Orthographie wurden. Er drang am vollkommensten durch, theils weil er der letzte war theils weil er seine Regeln mit der gehörigen Entschiedenheit aufstellte und mit Consequenz durchführte; daß viele von ihnen falsch waren, konnte ihm bei dem damaligen Stande der deutschen Sprachkenntnis noch nicht nachgewiesen werden. Der Widerstand, mit welchem jene Männer vorzüglich zu kämpfen hatten, war überhaupt weit weniger eine wißenschaftliche Opposition als vielmehr der alte Schlendrian, mit dem ein Schreiber und Setzer seiner alten Gewohnheit zu folgen liebt. Denn die einzige Opposition, welche hervortrat, unternommen vom Standpunkte einer „vernünftigen Orthographie“, wie sie von Klopstock bis auf Wolke in den verschiedensten Formen aufgestellt wurde, konnte ihre eigentlichen Schwächen gar nicht treffen, weil die Vertreter sich um die Grammatik fast gar nicht bekümmerten sondern nur ihren willkürlich gebildeten phonetischen Grundsätzen folgten; auch waren ihre Vorschläge in der That gar zu wunderlich und unpraktisch, als daß von einem dauernden Erfolge hätte die Rede sein können.

Aber eine gewichtigere und erfolgreichere Opposition sollte die nunmehr befestigte Schreibweise von einer andern Seite treffen. Denn kurze Zeit darauf, nachdem Heyse seine Regeln aufgestellt hatte, erschien der erste Theil von Grimms Grammatik, welcher die Lautlehre der ganzen Sprache in ihrer geschichtlichen Entwicklung darlegte und so über alle Fehler der herschenden Schreibweise dem Leser klar die Augen öffnete. Grimm selbst wandte die lateinischen Lettern und bei Hauptwörtern die kleinen Buchstaben wieder an, brachte das ß, diesen bis dahin ganz verkannten Buchstaben, wieder zu seinem Rechte, erlaubte sich aber sonst nur wenig Neuerungen. Anfangs folgten nur einzelne deutsche Sprachforscher seinem Beispiele, aber die unumstößlich

Richtigkeit seiner mit Massen von Beispielen belegten Regeln, dazu die praktische Zweckmäßigkeit mancher Aenderungen und der Reiz des Neuen verlockten auch Gelehrte anderer Wißenschaften und Dichter seinem Beispiele zu folgen. Nur wenige schloßen sich dabei ganz an Grimms Beispiel an, einigen genügte die lateinische Schrift und die kleinen Buchstaben, andere ließen dies fallen und änderten lieber im Innern der Wörter mehr oder minder durchgreifend, manche aber stellten ganz radical eine neue Schreibweise auf mitsamt dem mittelhochdeutschen Circumflex und dem punctierten ë, ja ließen sich sogar verleiten uns alte, völlig abgestorbene Wortformen wieder aufdrängen zu wollen. Daß bei Halbwißern hierin mancher Fehler und Misgriff mit unterlaufen mußte, ist leicht einzusehen. Schlimm war es auch besonders daß der Mann, welcher als der Schöpfer der neuen Wißenschaft zunächst dazu berufen war auch hierin ein entscheidendes Wort zu sprechen, dies unterließ und statt dessen durch eigne Inconsequenz seinen Anhängern ein böses Beispiel gab, welches dann häufig, wie noch in den letzten Jahren die Schriften von Osk. Schade zeigen, in die launenhafteste Willkür umschlug. Der empfindlichste Stoß ist aber zuletzt der alten Auctorität durch die Schulbücher gegeben, die sich der neuen Weise angeschloßen haben. Ich erwähne vor andern nur die deutschen Grammatiken von Hoffmann und die Lesebücher von Ph. Wackernagel, die den größten Einfluß übten, weil sie wegen ihrer Vortrefflichkeit weite Verbreitung erlangt haben. Gegenwärtig ist die Auctorität schon so gelockert daß man selbst in den Volksschulen Schwankungen derselben verspürt, ja daß die Behörden eines großen Staates, des österreichischen, jener sogenannten historischen Schreibweise officiell den Zugang zu ihren Schulen gestattet haben.

Natürlich mußten dabei aber auch die Klagen im praktischen Leben über die Neuerungen und die von ihnen angerichtete Confusion lauter und lauter werden. Und gewiss haben diese Kla-

gen ihr gutes Recht. Es soll hier keineswegs verkannt werden daß unsre Orthographie recht viele Fehler enthält und daß sie im Gegensatze zu der englischen und französischen, die völlig abgestorben und unveränderlich sind, auch einer Verbeßerung der Fehler fähig ist, wie unten weiter gezeigt werden wird; auch müßen wir ferner zugestehen daß bei uns, wo keine höchste Akademie, keine Central-Schulbehörde existiert, welche durch Verordnungen eingreifen könnte, der Wißenschaft allein, d. i. der Macht der Wahrheit, die Oberaufsicht über die Orthographie und das Recht sie zu verbeßern zustehen kann. Wenn aber die Vertreter der Wißenschaft ohne Schonung gegen den bestehenden Gebrauch gewaltsame Verbeßerungen einführen, oft noch ehe die Fehler und die Richtigkeit ihrer Verbeßerungen hinlänglich ausgemacht sind, wenn sie unbekümmert um die Gesetze der Rechtschreibung, welche sich im Laufe mehrerer Jahrhunderte gebildet haben, bald willkürlich ins Mittelalter bald gar in die Urzeiten der Sprache zurückgreifen, um die ursprünglichen Wortformen wieder heraufzuholen, wenn sie aus dem Oberaufsichtsrecht ein Eigenthumsrecht machen, das ihnen gestatte nach Lust und Liebe mit der Schreibweise zu experimentieren, — dann hat man wohl ein Recht zu klagen und über die Neuerungen unwillig zu werden. Die Schreibweise ist, wie die Sprache selbst, nicht ein Eigenthum der Wißenschaft sondern gehört dem gesamten Volke und seinem Culturleben an, ihre erste und höchste Tugend ist Festigkeit, sie gestattet wohl eine Verbeßerung, wo diese mit Schonung, und ohne Anstoß zu geben, eingeführt werden kann, ist aber jeder gewaltsamen, revolutionären Umwälzung feind. Was liegt denn am Ende daran, so wird man fragen, ob dieses oder jenes Wort ohne h, groß oder klein geschrieben wird? Praktisch ist es meistens ziemlich gleichgiltig und der Nutzen, den die Grammatik davon hat, wird mindestens zu theuer erkauft, wenn die einmal gewonnene Festigkeit der Schreibweise der Kaufpreis ist. Man berufe sich nicht auf fremde Länder

wie Spanien, wo durch die Akademie 1812 eine ganz neue Orthographie eingeführt wurde; dort lasen und schrieben wenige mehr als der kleine gebildete Theil der Nation. Bei uns aber schreibt und liest fast jeder, wir haben eine reiche Volkslitteratur, einen großen Schatz von classischen Schriftstellern, die Frucht der Blütezeit unsrer Litteratur, wir haben die Lutherische Bibelübersetzung, die in Millionen Exemplaren verbreitet ist und in den Familien vom Vater auf den Sohn vererbt; und alle diese Schriften sind jetzt in der herschenden Schreibweise gedruckt und verbreitet. Welche Verwirrung wird nicht da durch eine veränderte Orthographie entstehen? Rechnen wir dazu noch den Gebrauch der Schrift im Geschäfts- und Rechtsleben, wo ein unverständlich geschriebenes Wort große Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten herbeiführen kann, so sollte man billigerweise Anstand nehmen so rücksichtslos neue Schreibweisen aufzustellen.

Die Verwerfung einer solchen „neuen Schreibweise“ schließt aber, wie schon gesagt, nicht eine Verbeßerung aus, der unsre Schrift stets zugänglich gewesen ist und die auch selbst während des befestigten Zustandes seit Heyse nicht ganz gefehlt hat. Zwar fehlt es nicht an Stimmen, welche auch diese ganz verwerfen, bald weil unsre Orthographie schon fehlerlos wäre, bald aus dem entgegengesetzten Grunde, weil sie so voller Fehler steckte daß ohne einen völligen Umsturz doch nicht geholfen werden könnte. Was von solchen Gründen zu halten ist, wird die folgende Untersuchung zeigen. Hier soll nur noch die von Feldbausch aufgestellte Ansicht eine Widerlegung finden daß wir uns grundsätzlich jeder Veränderung der Schreibweise enthalten müßten, seitdem unsre classischen Schriftsteller darin geschrieben hätten, die ihr nicht bloß durch ihre Verbreitung sondern auch durch ihre Auctorität gleichsam eine höhere Sanction ertheilten. Zunächst lehrt uns die Vergleichung der gedruckten Werke mit den Handschriften jener Männer oder ihrer mit buchstäblicher Genauigkeit abgedruckten Briefe, daß wir in den Werken nicht ihre

Schreibweise sondern nur die ihrer Setzer und Correctoren zu suchen haben; aber auch wenn es nicht so wäre, können uns Göthe und Schiller in solchen äußerlichen Dingen, die mit der eigentlichen Form des Gedankens gar nichts zu thun haben, eine Auctorität sein, da sie doch in ihrer wißenschaftlichen Erkenntnis der Sprache auf einem viel beschränkteren Standpunkte standen als wir? Freilich ist man neuerdings vielfach andrer Meinung, und das Streben bei den Texteskritiken auch die Orthographie der Verfaßer möglichst getreu wiederherzustellen, welches sich in der Philologie geltend gemacht hat, findet auch bei dem Abdrucke deutscher Schriften Eingang. Dies kann wißenschaftlich von Nutzen sein zur geschichtlichen Erforschung der Sprache, es aber auch bei Schriften von allgemeiner Bedeutung wie Bibelübersetzung, Kirchenliedern und den Classikern angewendet zu sehen, etwa weil bei ihnen auch diese äußere Form verehrungswürdig sein soll, muß gewiss Bedenken erregen. Viel richtiger und ihrer Classicität würdiger scheint es mir, wenn wir sie vielmehr immer wieder nach unsern geläuterten Grundsätzen abdrucken und dadurch gerade zeigen, daß sie uns nicht bloß als Denkmäler einer vergangenen Periode gelten sondern als beständige Muster der Litteratur vorzugsweise der lebendigen Gegenwart angehören.

Um nun die Verwirrung der neuen Schreibweise zu beseitigen, die in mehr als zwanzig verschiedenen Weisen aus einander gieng und dadurch den Anhängern der neuen Richtung selbst lästig werden mußte, sind verschiedene Versuche gemacht worden Einigkeit zu schaffen und ein neues System der Orthographie für den allgemeinen Gebrauch zu entwerfen. Zuerst, soviel mir bekannt ist, hat Hoffmann in seiner Schulgrammatik (1. Aufl. 1839) dies gethan, indem er an die allgemeinen Grundsätze der Orthographie anknüpfte und die Forderungen der historischen Grammatik auf ein ziemlich geringes Maß von Verbeßerungen zurückführte. Andre Versuche waren vor dem ersten

Erscheinen meiner Schrift von Ph. Wackernagel, Weinhold und Möller gemacht, die aber alle drei eine solche Richtung dabei einschlugen daß sie die Verwirrung nur noch vermehren helfen mußten. Der erstere (Gymnasialprogr. v. Wiesbaden 1849) verfuhr so radical daß er selbst in seinen eignen übrigen Schriften Anstand genommen hat das hier Empfohlene anzuwenden, sondern sich darin einer viel gemäßigteren aber leider inconsequenten Neuerung hingab. Mit noch größerem Radicalismus gieng Möller zu Werke (in Herrigs Archiv, Bd. 14.), jedoch wißenschaftlich strenger. Noch vor ihm erschien aber die Schrift von Weinhold (Wien 1852), die erste zusammenfaßende und begründende Darstellung der durch Grimms Forschungen aufgedeckten Fehler, welche schon darum manchem willkommen war, nicht minder aber wegen des Namens des Verfaßers, der auf dem Gebiete der deutschen Sprachforschung schon einen wohlbekannten Klang hatte. Da sein Streben war zu vermitteln, so beschränkte er sich auf ein gewisses Maß von Verbeßerungen, indem er die übrigen zwar auch als nothwendig bezeichnete, aber für eine spätere Zeit aufschob, um nicht zu gewaltsam zu verfahren. Abgesehen von seinen Forderungen im einzelnen, die unten ihre Besprechung finden werden, ist die Idee eines solchen allmählichen Verfahrens gewiss höchst unpraktisch. Denn einmal muß es einen jeden, dem eine geordnete, feste Orthographie am Herzen liegt, von seinen Vorschlägen zurückschrecken, wenn damit nicht der Confusion ein Ende gemacht sondern nur weiteren Umgestaltungen eine Bahn bereitet, also das Uebel noch schlimmer werden soll. Dann kann aber auch der, welcher heute die Anordnung der Orthographie in seiner Hand hat, nicht darauf rechnen auch in zehn Jahren noch am Ruder zu sein und mit einer Fortsetzung davon durchzudringen. — In den letzten zwei Jahren sind noch fünf Schriften über unsern Gegenstand erschienen, deren einige zur wißenschaftlichen Aufklärung der Sache recht Bedeutendes beigetragen haben, die aber alle in

ihren Vorschlägen und noch mehr in ihren Ausgangspunkten ziemlich weit aus einander liegen. Rud. von Raumer bekämpft mit Glück viele übertriebene Forderungen der Neueren, schafft sich dann aber selbst einen ganz neuen phonetischen Standpunkt der Beurtheilung für unsre Orthographie, welcher unten näher beleuchtet werden wird. Der große Beifall, den seine Schrift fand, beruht wohl hauptsächlich auf der klaren wißenschaftlichen Darstellung und der großen Maßhaltigkeit, mit der er auf eine strenge Durchführung seines Principes verzichtet. Michaëlis macht vom Standpunkte der Stolzeschen Stenographie aus Vorschläge zur Vereinfachung der Rechtschreibung; er geht darum ebenfalls vom phonetischen Principe aus, fordert jedoch dessen Durchführung nur in solchen Fällen, wo es gerade mit den Forderungen der historischen Grammatik zusammentrifft. Dies kann für die Stenographie auffallend maßvoll genannt werden, für die allgemeine Schrift ist es aber ganz unpraktisch, weil er auf den bestehenden Gebrauch fast gar keine Rücksicht nimmt. Andresen folgt der Richtung Weinholds, doch mit größerer Mäßigung; da es ihm im wesentlichen nur um die wißenschaftliche Begründung zu thun ist, was er mit einer großen Gelehrsamkeit ausführt, so treten die praktischen Vorschläge in jener ersten Schrift zurück und sind dafür ganz neuerdings in einem Wortverzeichnisse zusammengestellt. Feldbausch bekämpft alle Neuerungen und will weder der historischen noch der phonetischen Schreibweise irgend einen Einfluß gestatten, weil unsre Orthographie überhaupt unwandelbar sei. Was von diesem Grundsatze zu halten ist, werden wir unten sehen; jedenfalls ist es von Interesse und dient zur allseitigen Beleuchtung der Sache auch von diesem Standpunkte aus eine sorgfältige Kritik der einzelnen Meinungen zusammengestellt zu finden. Sanders endlich gibt ein mit Sachkenntnis geschriebenes orthographisches Elementarbuch, das die Neuerungen ziemlich ganz zurückweist.

Außerdem sind aber noch die Schritte zweier Behörden zu

erwähnen, welche das praktische Bedürfnis bewogen hat zunächst für ihren Kreis eine Regelung der Orthographie vorzunehmen. Die vom Hannoverschen Oberschulcollegium im vorigen Jahre herausgegebenen „Regeln und Wörterverzeichnis“ sind mit allseitiger Berücksichtigung der wißenschaftlichen Forderungen aber zugleich mit der größten Schonung des bestehenden Gebrauches abgefaßt und haben deshalb auch bis jetzt allgemeinen Beifall gefunden, obgleich sie die extremen Richtungen nicht befriedigen konnten. Mögen nun auch manche einzelne Punkte darin sein, über die sich noch streiten läßt, auch einzelne Ungenauigkeiten sich darin eingeschlichen haben, die ja bei einer von mehreren unternommenen Arbeit sich kaum vermeiden laßen, so wird es doch im Interesse der Einheit sehr wünschenswerth sein daß auch andere Schulbehörden sie entweder ganz annehmen oder doch in ihren Bestimmungen sich möglichst eng an sie anschließen möchten. In den letzten Tagen ist auch eine darnach gearbeitete „Anleitung der deutschen Rechtschreibung“ herausgekommen, welche für den Gebrauch der Volks- und Mittelschulen und der Elementarklassen der Gymnasien bestimmt ist. — Etwa gleichzeitig mit jener ersten Veröffentlichung erschien auch eine „officielle Orthographie der Braunschweigischen Eisenbahn- und Postdirection“, welche von Baurath Scheffler im Auftrage der Behörde abgefaßt ist; sie scheint zwar nicht auf weitere Verbreitung berechnet zu sein, dennoch aber müßen wir es im Interesse der Sache bedauern daß der Verfasser statt eines zu solchem Zwecke ausreichenden Wortverzeichnisses eine neun Bogen lange Darstellung der Orthographie und der damit verwandten grammatischen Fragen gibt, worin bei dem Mangel an Sachkenntnis Richtiges und Falsches vielfach durch einander gehen. Denn man darf kaum glauben daß diese Schrift auch nur in dem engen Kreise, für den sie bestimmt ist, sich dauernd als Grundlage behaupten werde.

So liegt denn ein reiches Material und eine vielseitige

Besprechung der orthographischen Frage vor *); rechnen wir dazu noch die mancherlei Forschungen, die über die Sprache Luthers und die des 14—16. Jahrhunderts überhaupt, eines bis dahin noch recht dunkeln Abschnittes der deutschen Sprachgeschichte, gerade in den letzten Jahren angestellt sind, so dürfen wir darauf wohl die Hoffnung gründen daß auch die vollständige wißenschaftliche Lösung der Frage und damit Hand in Hand die praktische Verbeßerung und Befestigung der Orthographie bald zum erwünschten Ziele geführt sein werde.

Ein Versuch hierzu soll im Folgenden gemacht werden; ehe wir aber die einzelnen Fehler besprechen, die an der bestehenden Schreibweise mit Recht oder Unrecht getadelt werden, wird es nöthig sein die Geschichte unsrer Orthographie zu verfolgen, um zu sehen nach welchen Grundsätzen sie sich bis jetzt entwickelt hat. Denn wie schon der Göttinger Jurist Pütter im J. 1780 in einer höchst verständigen Schrift gegen die ungestümen Neuerungen eines Domitor, Mäzke u. a. sagt: „ein großes Verdienst um unsere Sprache ist es, wenn man nicht sowohl durch neue Vorschriften sich in den Fall setzt derselben Gewalt anzuthun, als wenn man vielmehr richtigen Bestimmungen solcher Regeln, wornach unsre Sprache würklich gebildet ist, nachsinnt", so kann namentlich zu unsrer Zeit, wo die Ansichten über die in der Orthographie herschenden Grundsätze so weit auseinander gehen, nur auf diese Weise, wie mir scheint, ein sicherer Weg der Verbeßerung gefunden werden.

---

*) Und doch habe ich mich oben auf die umfangreichsten Erscheinungen der Litteratur beschränkt, sonst hätte noch eine lange Reihe von Namen genannt werden müßen. Denn gar vieles ist in Zeitschriften zerstreut, das von kundiger und unkundiger Hand über unsern Gegenstand geschrieben ist, theils Abhandlungen theils Beurtheilungen der erschienenen Schriften. Unter den letzteren haben die ausführlichen von Stier in Mützells Zeitschrift für Gymn. und von Andresen in Herrigs Archiv f. neuere Spr. durch ihre schätzbaren und gelehrten Bemerkungen einen besonderen Werth.

Geschichtlicher Rückblick.

In den mittelhochdeutschen Denkmälern bietet uns die Schrift ein durchaus getreues Abbild der Sprache. Abgesehen von der Aussprache des iu, Umlautes von û, und des sogenannten stummen e, das in Versen vielleicht gar nicht gehört wurde, folgte man ganz naiv der Aussprache und suchte sie recht getreu wiederzugeben, unbekümmert um die Abstammung und die ältere Gestalt der Wörter. Man schrieb z. B. ih gap, der tac, obgleich die Stämme b und g haben, weil man so sprach, man setzte statt der vollen Vocale in den Endungen das kurze e, weil die Sprache sich so gestaltet hatte; kurz die ganze Veränderung der Lautlehre, die den Uebergang des Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen bezeichnet, erkennen wir ja nur aus der Schrift, dem getreuen Bilde der Sprache. Wo wir daher sehen daß ein Schriftsteller noch einzelne althochdeutsche Formen bewahrt, da müßen wir annehmen daß er sie auch noch so gesprochen habe, und wenn österreichische, fränkische, ja niederdeutsche Ritter in der schwäbischen Mundart schrieben, so haben sie diese Mundart, deren Aneignung zur feinen ritterlichen Bildung gehörte, auch sicher gesprochen und so ihrem Schreiber in die Feder dictiert. Aber es müßte uns auch wundern, wenn es nicht so wäre, da der Grundsatz „schreib wie du sprichst“ erst dann in einer Sprache seine Geltung verlieren kann, wenn sie eine Litteraturperiode gewonnen hat, welche die nachfolgenden Zeiten sich in Kunstform und Ausdruck zu Muster nehmen, ohne die inzwischen eintretenden Veränderungen der lebenden Sprache zu berücksichtigen, — d. h. wenn sich eine feste Schriftsprache bildet, die der Volkssprache und ihrer Mannigfaltigkeit gegenübertritt.

Dieser letztere Zustand nun hätte in Folge der Ritterpoësie eintreten müßen, wenn diese echt national gewesen wäre. Aber sie verblühte nicht nur mit dem Ritterthume, dem sie ganz angehörte, sondern hatte auch nur einen untergeordneten Einfluß auf die Meister und fahrenden Sänger, die später ihr Lied erklingen ließen. Und je mehr dieser Einfluß ganz erstarb, je mehr die ritterliche Poësie und ihre Sprache in Vergeßenheit kamen, um so rücksichtsloser schrieb jeder Dichter wieder in der lebendigen Sprache seiner Gegenwart und folgte dabei dem natürlichen Grundsatze „schreib wie du sprichst." Aber freilich geriethen Sprache und Orthographie dabei in einen gleich verwilderten Zustand. Denn da im Grunde jeder so ziemlich seinen Dialekt schrieb, aber in Deutschland von Norden bis Süden geschrieben wurde und der Verkehr zwischen den einzelnen Ländern immermehr zunahm, so entstand ein regelloses Gemenge der Dialekte, unter denen keiner von den Einflüßen der andern frei blieb. Und dieses neben manchen andern Ursachen mußte denn auch in die Orthographie eine große Unsicherheit bringen und bewirken daß eine Menge Misbräuche, die vereinzelt schon in den früheren Jahrhunderten vorgekommen waren, im 14. und 15. Jahrhundert Ueberhand nahmen. Zwar suchte man noch seinen Dialekt, wie man ihn sprach, wiederzugeben, aber bunt durchmischt mit Wortformen der alten schwäbischen Schriftsprache und anderer Dialekte; dazu schrieb man die Consonanten, besonders z, k und f, nach Consonanten wie Vocalen gern doppelt, um ihren Klang zu verschärfen (dancken, hertz, auff), man schrieb j und y gern für i, s für ß, th für t in langen und kurzen Silben u. v. a.; und dies alles so regellos daß wir oft dasselbe Wort nach wenigen Zeilen anders geschrieben finden als vorher *).

*) Man lese z. B. folgende Probe aus Seb. Brandts Narrenschiffe (1494):

Der Begründer einer allgemeinen Schriftsprache war erst wieder Luther; er bedurfte zu seiner Bibelübersetzung eine Sprache, welche von allen Deutschen von den Alpen bis an die Ostsee verstanden wurde, und er erkor dazu die sächsische Canzleisprache. Wenn er sie sächsisch nennt, so heißt das soviel daß er sie durch die sächsische Canzlei kennen lernte und daß er in der That wohl glaubte, sie habe von dort aus ihre Verbreitung über Deutschland gefunden; er nennt sie auch die „gemeine deutsche Sprache, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland.“ Neuerdings ist aber nachgewiesen daß wir hierunter eine deutsche Canzlei- oder Reichssprache zu verstehen haben, die sich seit dem Ende des 13. Jahrhunderts, wo die lateinische Sprache allmählich aus den Acten und Urkunden verdrängt und wo zugleich der schriftliche Geschäftsverkehr zwischen den deutschen Fürsten lebhafter und geregelter wurde, heranbildete und zuletzt vielleicht unter Maximilian eine festere Gestalt bekam. Ursprünglich lag wohl die mittelhochdeutsche Schriftsprache zu Grunde, sie wich aber nach und nach dem Einfluße des österreichischen Dialektes, welcher der kaiserlichen Canzlei ja natürlich am nächsten lag, und nicht minder dem der Kurstaaten, die fast alle dem fränkischen und obersächsischen Dialekte angehörten *). Außerdem daß diese Reichssprache eine größere

---

Der ist jn narheyt gantz erblindt
der nit mag acht han, das syn kyndt
mit züchten werden vnderwißt
und er sich sunders dar vff flyßt
das er sie loß jrr gon on straff.

*) Ueber diese Entstehung der Canzleisprache waren schon die Grammatiker des 16. Jahrhunderts völlig im Unklaren und manche mochten sie schon geradezu für den Meissenschen Dialekt halten. Laur. Albertus (1573) nennt wenigstens in solchem Sinne die Misnenses einen populus cultissimus. Der Irrthum währte bis auf unsre Zeit, obgleich das Bedenken über die große Abweichung jenes Dialektes von unsrer Schriftsprache sich oft gel-

Verbreitung durch Deutschland gefunden hatte als irgend ein anderer Dialekt, bot sie auch noch den Vortheil daß sie schon schriftgemäß ausgebildet war, und Luther hatte demnach kaum eine Wahl welchen Dialekt er nehmen sollte. Aber trotzdem bleibt ihm das unbestrittene Verdienst der Schöpfer unsrer Schriftsprache zu sein. Mochte jene Sprache auch die meiste Anwartschaft auf diese Bevorzugung haben, sie konnte doch nicht eher dahin gelangen, als bis Geistesproducte in ihr niedergelegt waren, die für ganz Deutschland epochemachend wurden, und dies war eben jene Bibelübersetzung, nicht aber die Tausende von Actenstößen und Urkunden oder gar die paar mittelmäßigen Gedichte, die in ihr verfaßt waren. Luther selbst, ein fränkisch-thüringischer Bergmannssohn, sprach und schrieb übrigens vorher diese Sprache nicht, und es ist bekannt wieviel Mühe sie ihm anfangs gemacht hat. Er schrieb sie darum auch in der Bibel, wie er sie schon geschrieben vorfand, und konnte dabei nicht vermeiden alle oben erwähnten, allmählich eingedrungenen Misbräuche mit aufzunehmen. Er fühlte zwar selbst, besonders später als sie ihm geläufiger geworden war, daß mancher überflüßige Buchstabe in seiner Bibel war, und hat in den späteren Drucken auch recht vieles geändert; aber er schrieb immer noch ff, ck, tz statt der einfachen Buchstaben im Inneren oder am Ende der Wörter (auff, kopff, geworffen, dancken, hertz,

---

tend machte. Endlich haben die Forschungen über die Sprache und Schriftsteller des 15. und 16. Jahrhunderts auch hier das wahre Verhältnis herausgebracht. Vgl. besonders R. v. Raumers Recension in den Münch. gel. Anz. 1854, III. Nr. 16 f., die als Anhang zu seiner Schrift über deutsche Rechtschreibung wieder abgedruckt ist. Soviel auch im einzelnen noch zu untersuchen und zu erklären bleibt, so kann doch das wichtige Hauptresultat: unsre jetzige Schriftsprache stammt nicht von dem Meissenschen Dialekte her sondern ist aus einer deutschen Canzleisprache hervorgegangen, zu deren Entstehung alle hochdeutschen Dialekte, vor allen aber der österreichische, beigetragen haben, als ausgemacht angesehen werden.

wurtzel), häufig j und y für i, ie für i, eh für e (irsal, sey, dis dieser, mehr, thewr) und viele andre Dinge, die jetzt theils verbeßert sind theils sich noch bis auf uns erhalten haben.

Wir haben nicht nöthig die Entwicklung der Sprache selbst hier weiter zu verfolgen; abgesehen von kleinen Veränderungen sind die grammatischen Formen und Lautverhältnisse seitdem ganz dieselben geblieben, wie es ja auch bei einer Schriftsprache nicht anders sein kann. Nur Wortschatz und Satzbildung zeigen größere Umgestaltungen, theils in Folge der Einwirkungen der verschiedenen Dialekte, welche nach ihrer Unterwerfung die siegreiche Schriftsprache durch ihren Tribut bereicherten, theils in Folge des Einflußes, welchen die steigende Cultur, die Litteratur dreier Jahrhunderte und dazu die fremden Sprachen ausüben mußten. Dagegen ist eine andre Frage, deren Beantwortung uns hier obliegt, wie von jetzt an die Rechtschreibung gehandhabt wurde. Denn daß man diese nicht mehr wie früher sich selbst und der Willkür des einzelnen überließ, ist von vorn herein zu erwarten, da das geschriebene und gedruckte Wort jetzt eine ungleich größere Wichtigkeit erlangt hatte. Schon Kaiser Maximilian soll in seiner Canzlei Schritte zur Regelung der Schriftsprache gethan haben, wie aber hatte nach ihm der Gebrauch von Schrift und Druck zugenommen und wie hatte sich mit der Verbreitung der Reformation auch das Gebiet der Lutherischen Sprache erweitert! Von ihr weichen nun fast alle Mundarten sowohl die hochdeutschen wie die niederdeutschen dermaßen ab daß man gar nicht mehr daran denken konnte ganz so zu schreiben, wie man sprach, sondern sich nach Mustern und Regeln umsehen mußte.

So beginnt denn damals die Grammatik, die sich gerade eben an dem Studium der alten Sprachen herangebildet hatte, auch die eigne Sprache ihrer wißenschaftlichen Untersuchung und Behandlung zu unterwerfen. Und da ist es bemerkenswerth daß

wir gleich von vorn herein drei Grundsätze aufgestellt finden, welche bis auf Heyse von jedem namhaften Grammatiker wieder anerkannt sind und unsre Orthographie vollständig beherscht haben: 1. schreib wie du richtig sprichst, 2. schreib nach der Herkunft und Abwandlung der Wörter, und 3. richte dich nach dem herschenden Gebrauche. Man hat neuerdings das frühere Hervortreten dieser Grundsätze bestritten, auch ist man vielfach geneigt sie als unwißenschaftlich und widersinnig über Bord zu werfen; da sie aber gleichwohl troß des scheinbaren Widerspruches das Princip, nach welchem sich unsre Orthographie entwickelt hat und weiter entwickeln muß, ganz richtig zu bezeichnen scheinen, so wird es nicht überflüßig sein ihr Auftreten einmal genauer zu verfolgen.

Der Grundsatz „schreib wie du sprichst“ ward auch jetzt noch wie billig vorangestellt, denn Schrift und Sprache hatten sich bei uns nicht wie in Frankreich und England getrennt sondern waren bis zum 16. Jahrhundert ziemlich Schritt für Schritt mit einander fortgegangen; so gewährte jene in der That ein leidliches Bild der mündlichen Rede, das einer Weiterbildung und Verbeßerung fähig war, und die volle Uebereinstimmung konnte als eine ideale Forderung an die Spitze gestellt werden. Nur sollte von jetzt an auch nicht jeder beliebig seinen eignen Dialekt sprechen und schreiben sondern im Gegentheil die mundartlichen Eigenthümlichkeiten abstreifen und der neuen Schriftsprache folgen, daher wies man bei diesem Satze zugleich auf Sprachmuster hin und drückte sich später genauer aus: schreib wie du richtig sprichst. An dem Ausdrucke „richtig“ nehmen wir freilich jetzt Anstoß und sagen dafür beßer: schreib nach der herschenden Schrift- und Gebildetensprache, weil wir auch den Mundarten ein Recht zusprechen und wißenschaftlich betrachtet wohl noch ein größeres Recht als der aus buntem und zufälligem Gemisch der Mundarten hervorgegangenen Schriftsprache; aber diese Auffaßung wurde früher nur von wenigen und nur

dunkel geahnt und ist erst durch Grimm ganz klar gemacht. Ein Recht hat aber jedenfalls auch die Schriftsprache vor den Mundarten voraus, das ist das Recht der Siegerin, sie müßen der Herscherin weichen, und wenn auch noch manche Jahrhunderte verstreichen können, ehe sie ganz vernichtet sind, so gehen sie doch sicher ihrem langsamen Verderben entgegen. Und dieses Recht ist wieder ein höheres, sittliches Recht, weil es für die Bildung des Geistes und mit den Waffen der Bildung erfochten wird. — Um diese »richtige« Sprache nun zu erlernen, wurde, wie schon gesagt, auf verschiedene Muster hingewiesen. Im 16. Jahrh. war es noch nicht möglich auf die mündliche Rede irgend eines Standes oder Landes hinzuweisen. Denn wenn auch das »gemeine Deutsch«, wie es am Mittelrhein, in Franken und Obersachsen lautete, als das verständlichste angesehen und den Ausländern am meisten empfohlen wurde, so verkannte man doch auch in ihm nicht die Abweichungen von der Schriftsprache, namentlich im Vocalismus. Daher weisen die Grammatiker vielmehr auf die Sprache der Canzleien hin, auf die Bücher aus den Druckereien von Mainz, Speier, Wittenberg, Frankfurt, Ingolstadt, Augsburg, Nürnberg, Basel und wieder besonders auf die Bücher Luthers. Das letztere geschieht von Fabian Frangk 1531 und am bestimmtesten von Clajus 1578. Mit viel größerer Sicherheit treten aber die Grammatiker des folgenden Jahrhunderts auf. Ihnen hatten besonders die Sprachgesellschaften und Dichterorden jener Zeit vorgearbeitet, welche die neue Schriftsprache rascher bei den Gebildeten einführten und schon ein gewisses Sprachgefühl entwickelten, das nicht bloß aus Luthers u. a. Schriften sondern aus sich selbst heraus über recht und falsch entschied. So fordert Schottel (zuerst 1663) von jedem Deutschen daß er mitwirke die Sprache zu reinigen, und Stieler schreibt in seinem Sprachschatze (1691) daß die Regel scriptio sequitur judicium aurium für einen jeden gelte, der der deutschen Sprache vermittelst vieles Lesens, Schreibens

und Nachdenkens mächtig geworden. Aber freilich noch fehlte viel, denn Deutschland war politisch und religiös zerspalten, seine Gelehrten schrieben lateinisch oder ein nachläßiges Deutsch, und jene Gesellschaften hatten wohl ein löbliches Streben die Schriftsprache zum Gemeingute der Nation zu machen, aber ohne über ihren Kreis hinaus einen bedeutenden Einfluß zu üben, wozu mehr gehörte als Grammatiken, Lexika und mittelmäßige Gedichte. Dieses Ziel erreichte daher auch erst das 18. Jahrhundert mit seinen großen litterarischen Schöpfungen. Wir können hier natürlich die Entwicklung nicht im einzelnen verfolgen sondern uns nur an das große Resultat halten daß der Gebildete fortan schriftdeutsch zu reden begann, am reinsten in Norddeutschland, wo er die eigne Mundart fast ganz aufgab, während er im Süden die Mundart im wesentlichen beibehielt und der Schriftsprache nur einen umgestaltenden Einfluß gestattete. Daher konnte auch der Grammatiker jetzt ohne Bedenken einen jeden Gebildeten an das eigne Ohr und das eigne Sprachgefühl verweisen, ohne andre Auctoritäten daneben zu stellen, und selbst der letzte Versuch Gottscheds nach dem Vorgange anderer die sächsische Aussprache als Muster aufzustellen, weil er irrthümlich voraussetzte daß sie die Sprache der Lutherischen Bibelübersetzung wäre, zeigt durch den Sturm, den er gegen sich hervorrief, wie man damals dachte *). Heutzutage kann

*) Gottsched wollte jedenfalls nur die Gebildetensprache Sachsens als Muster aufstellen, soweit sie wirklich mit der Schrift übereinstimmte. Das ist weniger sonderbar, als wenn 20 Jahre später Hemmer den kurpfälzischen oder zu unsrer Zeit Clement den friesischen, Ph. Wackernagel den schwäbischen, Möller den Dialekt der Wetterau zur Richtschnur dienen laßen. Ein ganz eigenthümliches Curiosum aus der Zeit Gottscheds ist aber das Werk des „Anhalt-Ködnischen Consisdorialrad Superintend und Hofbredicher“ Rosa, welcher seinen (oberharzischen?) Dialekt als Muster aufstellt. Der Titel lautet: Der Deüdschen Buchschdaben, und Schreibzeichen Nächdschreibung, wälche

für den Gebildeten, wie Raumer überzeugend dargethan hat, nur noch in einzelnen Fällen ein Schwanken darüber sein, welches die »richtige« Sprache sei und er demnach schreiben müße.

Der zweite Grundsatz »schreib nach der Herkunft und Abwandelung der Wörter« ist das Resultat der ersten wißenschaftlichen Betrachtung, welche man über die eigne Sprache anstellte. Denn da die Gelehrten des 16. Jahrh., ausgerüstet mit der Kenntnis von dem Baue der lateinischen Sprache, nun auch die eigne einer Untersuchung unterzogen, machten sie sogleich die Warnehmung daß man auch im Deutschen einen Stamm der Wörter unterscheiden könnte, der sich darstellte, wenn Vorsilben und Endungen abgestreift würden, und daß ferner dieser Stamm im Gegensatz zu den veränderlichen Umkleidungen einen festen Kern bildete, der in allen abgeleiteten und verwandten Wörtern fast unverändert hervorträte. Daher nahm man als Regel an daß das abgeleitete Wort sich in der Schreibung nach dem Stammworte richten müßte, und stellte sie als zweiten Grundsatz neben den ersten, um in zweifelhaften Fällen den Ausschlag zu geben. Denn freilich ließ der erste Grundsatz noch Schwankungen genug übrig. Die neue Schriftsprache stand noch zu wenig fest und ließ es noch in vielen hundert Fällen zweifelhaft, welches die richtige Aussprache wäre; in andern noch zahlreicheren Fällen stand die Aussprache zwar fest, das Wort konnte aber gleichwohl auf verschiedene Weise geschrieben werden wegen

---

in anseung der Buchschdaben, nach der uralden deüdschen Mutterschbrache und denen fon Jr ausgegangenen Drei Haubd Mundarden, der Aldalgemeinen, Schwäbischen und Blatdeütschen, gewisen und apgeschilderd, insonderheit aber, nach der fon alders her im Schreiben fon allen Deüdschen gebrauchden aldalgemeinen Mundard, und fornämlich nach dersälben jetzichen waren Aufschbrache grundmäßig eingerichded, auch so dan in bedrachd der Schreibzeichen, nach dersälben Jnen zugehörenden Schdällen, abgemässen, und zum Druck beförderd wird. Potsdam, 1753. 704 S. 4(!).

der Mannigfaltigkeit der Lautzeichen. Der ursprüngliche Diphthong ie war jetzt in der Aussprache meistens zu i geworden, sollte daher das lange i durch ie oder einfaches i ausgedrückt werden? die Länge der anderen Vocale ward jetzt häufig durch Verdopplung oder durch Anhängung eines h ausgedrückt, sollte man also naame nahme oder name, leere lehre oder lere 2c. schreiben? die Verdopplung der Consonanten, die jetzt sehr beliebt geworden war, hatte doch auf die Aussprache gar keinen Einfluß, wer sollte daher entscheiden ob schaft oder schafft, man oder mann richtiger wäre? b und d wurden am Ende wie t und p ausgesprochen und g wie ch, wenn es hinter Vocalen stand, mußte es also stab rad tag oder stap rat tach heißen? doch genug der Beispiele, man sieht leicht daß hier überall der erste Grundsatz keine Entscheidung geben konnte und dafür die Abstammung der Wörter zu Rathe gezogen werden mußte. So ist denn auch von Ickelsamer bis auf Heyse der zweite Grundsatz anerkannt, wenn auch nicht immer mit denselben Worten ausgedrückt und wenn auch nicht immer auf dieselbe Weise und gleich streng angewandt, und nur Sonderlinge traten dann und wann ohne Erfolg auf, um auf eine streng phonetische, d. h. lediglich auf den ersten Grundsatz gestützte Schreibweise zu dringen *). — In der That würde unsre Orthographie damit auch gut berathen gewesen sein, wenn die Grammatiker nur eine richtige Einsicht in den Bau der Sprache gehabt hätten, wenn sie überall richtig den Stamm der Wörter aufgefunden, richtig die Veränderungen, denen dieser Stamm in Folge verschiedener Sprachgesetze unterworfen ist, erkannt hätten. Aber so wenig

---

*) Die Grammatiken des 16. und 17. Jahrh. enthalten, soweit sie mir bekannt sind, schon sämtlich diesen Grundsatz. So wird er schon direct ausgesprochen von Ickelsamer (1522) und praktisch angewandt von Laur. Albert und Oelinger (1574); daß er im 18. Jahrh., wo man so gern Systeme von Regeln aufbaute, bei keinem Grammatiker fehlt, versteht sich von selbst.

sie dies damals in der lateinischen Grammatik thaten, eben so wenig in der deutschen; wie hätte es auch anders sein können, da das unentbehrlichste Hilfsmittel, die Kenntnis und die richtige Einsicht in die ältere Sprache, fehlte. Da war es ihnen denn meist unmöglich die vorgefundenen Misbräuche zu beseitigen, weil sie sie gar nicht oder wenigstens nicht richtig erkannten, ja was noch schlimmer war, ihr grammatisches Streben wurde häufig die Quelle neuer zahlreicher Irrthümer. Man machte falsche Ableitungen und schrieb die Wörter deshalb falsch, z. B. Ickelsamer die Weinnacht, weil die alten Deutschen in jener Nacht gezecht hätten. Man meinte, der Stamm eines Wortes wäre starr und unveränderlich, darum schrieb man sandte wandte, obgleich d zugleich mit dem e elidiert ist, und nannte die ganze starke Conjugation (z. B. binde band gebunden) eine unregelmäßige, die möglichst beschränkt werden müßte, weil sie die Grundform durch Veränderung des Stammvocales bildet. Man schrieb aus demselben Grunde b, g, d am Ende der Wörter, obwohl sie da nicht gesprochen werden, also stab rad tag; höchstens hieng man im 16. und 17. Jahrh., um den ersten und zweiten Grundsatz völlig auszugleichen, dem d noch ein t an z. B. bandt von binden, hundt. Man bildete überhaupt nach Anleitung der alten Sprachen den Stamm der Wörter aus den verlängerten Formen (Stamm, Fall, dünn, Schritt, kann, litt aus Stammes, Falles, dünner, Schritte, können, littest), ohne zu bedenken daß die Buchstabenverdopplung nur für den Inlaut zwischen zwei Vocalen eingetreten ist; und davon ausgehend erlaubte man sich überhaupt nach kurzen Vocalen den Consonanten zu verdoppeln, mochte ein Vocal folgen oder nicht. So wurde zur Regel erhoben, was vorher nur in einzelnen Fällen misbräuchlich vorgekommen war. Man benutzte auch sehr gern die zwiefache Schreibweise gleichklingender Wörter, um ihre verschiedenen Bedeutungen aus einander zu halten (wieder — wider, Ton

— Thon, war — wahr, sein — seyn), obwohl sie ihrer Abstammung nach übereins geschrieben werden müßen. Diese und ähnliche Irrthümer sind fast in allen Grammatiken wiederholt neben manchem vortrefflichen und richtigen, das sie enthalten, und wo sie etwa nicht direct ausgesprochen werden, da sind sie doch praktisch verfolgt und bis auf unsre Zeit immer mehr durchgeführt. Beispiele bietet fast jeder deutsche Druck jener Zeiten und brauchen wir darum hier nicht zusammenzustellen.

Dabei brachte man es aber nicht einmal zu einer einigermaßen festen Orthographie, wenigstens nicht vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Denn die Einwirkungen der einzelnen Mundarten waren zu stark und zu ungeregelt, die Setzer brachten aus Unkenntnis grobe Fehler und Inconsequenzen in die Bücher, und die Grammatiker und gelehrten Gesellschaften, welche sich der Sprache annahmen, konnten durchaus nicht einen so durchgreifenden Einfluß ausüben, wie es etwa gleichzeitig die ein gleiches Streben verfolgenden Akademien in Frankreich und Italien thaten, weil Deutschland zu sehr zerrißen, die Sprache zu wenig geachtet und das Auftreten der Männer zu wenig imponierend war. Dies führte zu dem dritten Grundsatze. Denn unter solchen Umständen mußte jedem Grammatiker ebensosehr wie die Verbeßerung einzelner Irrthümer auch dies am Herzen liegen daß der Willkür unbefugter, unwißender und neuerungssüchtiger Menschen Schranken gesetzt würden, und die Unsicherheit mußte ihm als das Hauptübel unsrer Orthographie erscheinen. Daher stellte man das Verlangen daß niemand „ohne starken Grund“ von der hergebrachten Schreibweise abweichen sollte. Dies ist der usus tyrannus, dessen Anerkennung in neuer und alter Zeit freilich vielfach verlacht ist als eine Grundsatzlosigkeit, wodurch jeder alte Schlendrian geschützt würde, dessen Herrschaft aber trotzdem in der Praxis niemals bezweifelt ist. Und der Usus wird unsre Schreibweise immer beherschen, wie er die eines jeden gebildeten Volkes beherscht, sosehr sich auch einzelne gegen

sein Regiment auflehnen, und selbst solche Zeiten des Ueberganges wie die unsrige werden hoffentlich dazu dienen seine Geltung für die Zukunft um so mehr zu befestigen. — Es kommt nur darauf an zu untersuchen, in welches Verhältnis man diesen Grundsatz zu den beiden ersten gesetzt hat. Jene beiden enthalten die Principien, nach welchen unser eignes Nachdenken die richtige Schreibweise selbst finden soll, dieser enthält die Anerkennung einer äußeren Auctorität, jene beiden sprechen die Forderung der Wißenschaft aus, dieser eine Forderung der Praxis. Der Widerspruch liegt auf der Hand, und es ist darum wohl zu beachten daß die Grammatiker der älteren Zeit in der richtigen Würdigung dieses Verhältnisses unsern Satz auch nicht als gleichartig mit jenen beiden voranstellen, sondern ihn nur gelegentlich erwähnen und mehr in ihrem Verfahren durchblicken laßen daß sie ihn anerkennen *). Wenn sie ihn erwähnen, so geschieht es, um dem Unkundigen, der sich nicht allein helfen kann, einen Wegweiser zu geben und um den Neuerungslustigen zur Vorsicht zu ermahnen; die eigne Anwendung besteht darin daß sie nicht alles, was sie für richtig halten, sogleich durchführen wollen, sondern sich zuerst fragen ob es nicht zu sehr gegen den herschenden Gebrauch verstößt. Als ein Beispiel möge uns

---

*) In dieser Weise wird der Grundsatz schon von Ickelsamer am Ende seiner Schrift gelegentlich erwähnt, aber in der Reihe der übrigen Hauptregeln finde ich ihn nicht eher als bei Gueintz (1666), dann bei Freyer (1721), bei Gottsched (4. Aufl. 1757) aufgeführt. Seitdem stellte man ihn regelmäßig unter den Hauptregeln mit voran. Als ein älteres Beispiel würde auch Stieler gelten (Wortwachs II. S. 27.), der ihn geradezu als Hauptregel zwischen die ersten beiden stellt, aber ihn dabei so beschränkend daß ihm seine eigentliche Bedeutung damit ganz genommen ist. Er fordert nämlich „daß man dem gesunden Schreibgebrauche nachtreten soll“ und fügt lateinisch hinzu: Vocabulorum scriptio sequatur antiquum litterarum usum, modo sit rationalis, et genuina pronunciationi, analogiae et etymologiae non contrarietur.

Schottel dienen. Er legt großes Gewicht auf die Regel „schreib wie du sprichst“ und will alle Buchstaben, „die der Rede keine Hülfe tuhn“, verbannt wißen, doch wagt er keine andre Neuerungen, als die sich schon vor ihm einige Bahn gebrochen hatten, z. B. das b in umb und Lamb zu tilgen und den Misbrauch des ff nach Consonanten und langen Vocalen (auff, Kopff) abzuschaffen. Aber ein Gleiches über tz zu beschließen wagt er nicht, weil der Gebrauch dagegen sei, i statt ie zu schreiben unterläßt er aus demselben Grunde, obgleich er es für recht hält, und seine Vorliebe den Usus zu schützen führt ihn bei dem Dehnungs-h und der Verdopplung der Vocale sogar zu der Selbsttäuschung daß er behauptet, Lehr doctrina leer vacuus und ler doce klängen ganz verschieden.

Ansichten der Neueren.

So ist unsre jetzige Schreibweise aus der Befolgung und dem Zusammenwirken jener drei Grundsätze hervorgegangen, und schon dieser Umstand muß ihnen in unsern Augen einige Wichtigkeit schenken. Wie verhalten sich nun zu ihnen die neuen Bestrebungen? Einen einzigen von den beiden ersten als alleinige Richtschnur hinzustellen hat bis jetzt niemand unternommen, und es würde in der That auch ein Ding der Unmöglichkeit sein. Denn der erste Grundsatz allein fordert eine rein phonetische Schreibweise; um sie durchzuführen müßte jedes Wort neu

aufgebaut werden, also ain tach, zwai tâge, frülink, somer, die Schriftzeichen c, qu, v, x müßten durch z, kw, f, ks ganz verdrängt werden, desgleichen ei durch ai, ie durch î, ee und eh durch ê, eu etwa durch a͡oü u. a. Das Gewaltsame und Unpraktische eines solchen Verfahrens leuchtet von selbst ein, und Männer wie Klopstock, welche noch nicht einmal mit voller Consequenz dabei verfuhren, fanden kaum einen Nachahmer. Schließlich aber würde jeder Versuch an der Mannigfaltigkeit der deutschen Aussprache scheitern.

Nicht minder absurd würde es sein sich lediglich auf den zweiten Grundsatz zu stützen d. h. etymologisch zu schreiben; man würde gezwungen sein jedes Wort bis in die ältesten Zeiten zurückzuverfolgen, um seine reinen Bestandtheile aufzufinden. Wenigstens wäre es willkürlich dabei nur bis auf das Mittelhochdeutsche des 13. Jahrh. zurückgehen zu wollen, da wir doch noch ältere Aufzeichnungen unsrer Sprache haben, und glücklich wo das Althochdeutsche ausreicht! oft würden auch noch die verwandten Sprachen zur Reconstruction unsrer Sprache mithelfen müßen. Nehmen wir als Beispiel das Wörtchen nicht, welches manche Freunde der etymologischen Schreibweise niecht schreiben möchten, wie im Mittelhochdeutschen noch meistens geschah und wie im Süden auch noch vielfach gesprochen wird; ist dies nicht wieder eine Entstellung aus nioht niwiht? müßte demnach nicht niwiht geschrieben werden? So würde auch der Bär auf bër, pir, piru zurückgehen. Und wenn die Stämme wieder in der altehrwürdigen Form erscheinen, können da die Flexionen wohl zurückbleiben? Also nicht wir kamen sondern wir quamumês, die Aussprache aber lehrt dann daß es am Ende stumm, qu = k und um = en ist. Das Resultat würde ein ähnliches sein wie bei den französischen Flexionen. — Der dritte Grundsatz endlich kann für sich allein hier kaum in Betracht kommen, weil er nur negative Bedeutung hat, wir erwähnen ihn aber, weil er gerade neuerdings nicht bloß von Ungelehrten, was ja weni-

ger zu verwundern ist, sondern auch von Sprachkundigen als ein einziges Princip aufgestellt ist. Er besagt daß unsre Orthographie in nichts geändert werden dürfte sondern unbedingt dem Usus unterworfen sein müßte. Wenn sie ganz fehlerfrei wäre, so würden wir dem natürlich ganz beistimmen, dann hörte ja das Aendern von selbst auf, und der Usus erhielte wieder seine erwünschte Kraft. Dies behauptet aber kaum jemand ernstlich, vielmehr werden zwei andre Gründe geltend gemacht, entweder daß die Fehler nur geringfügig und erträglich wären oder daß im Gegentheil unsre Schreibweise zu sehr entstellt wäre als daß sie noch verbeßert werden könnte. Da im Folgenden über die einzelnen Fehler, wirkliche und vermeintliche, erträgliche und unerträgliche, verhandelt werden soll, so können wir uns hier einer Widerlegung dieser Behauptungen überheben. Aber vor einer solchen Ansicht müßen wir uns verwaren, wie von Schötensack in seiner Grammatik geäußert ist, daß die Orthographie etwas ganz gleichgiltiges wäre, welches wie andre geringfügige Dinge am besten der „Mode" überlaßen bliebe. Denn darin beruht ja eben der große Vorzug unsrer Orthographie vor der englischen und französischen daß sie einer Verbeßerung fähig ist. Jene geben in ihrer Schrift ein Bild der alten Sprache, in welchem nur noch der Gelehrte die jetzige wiederzuerkennen vermag, während der großen Menge Gebildeter und Ungebildeter nichts anderes übrig bleibt als blindlings dem Usus zu folgen; natürlich ist es unter solchen Umständen von geringem Interesse und fast unmöglich die zahlreichen Fehler zu verbeßern, die im Laufe der Zeiten sich in beide Sprachen eingeschlichen haben. Aber wir, deren Schrift nicht mit der lebenden Sprache zerfallen ist sondern selbst für den Laien ein ziemlich getreues Bild derselben abspiegelt, haben damit auch die Verpflichtung sie nach Kräften rein zu erhalten, weil sonst die lebendige Sprache selbst den Schaden davon leidet. Auch dürfen wir uns nicht von der ganzen Sache abschrecken laßen, wenn wir finden soll-

ten daß der Usus uns in einzelnen Punkten wirklich unübersteigbare Schranken entgegenstellt.

Die neueren Verbeßerungsvorschläge beruhen also nicht, wie eben gezeigt ist, auf der Durchführung einer einzelnen unsrer Grundregeln, wohl aber weichen sie darin von dem Principe unsrer Orthographie ab daß sie nur zwei derselben sich zur Richtschnur nehmen. Eine Verbindung der ersten und dritten Grundregel mit Uebergehung der zweiten finden wir bei Raumer, denn er stellt das phonetische Princip allein an die Spitze in dem Satze „bringe deine Schrift und deine Aussprache in Uebereinstimmung"; wenn er dabei aber nicht zu all den wunderlichen Umgestaltungen geführt wird, die dies Princip hervorruft, so kommt das von der starken Rücksicht auf den Usus. In der That weicht er fast gar nicht von der hergebrachten Weise ab. Bei einer solchen Maßhaltigkeit bleibt freilich der leitende erste Grundsatz fast nur Theorie, wer steht uns aber dafür daß andre ihn nicht eben so gut zu den gewaltsamsten Aenderungen misbrauchen? — Bei weitem die größte Zahl der neueren Verbeßerungsvorschläge geht aber von einem Grundsatze aus, welcher aus dem ersten und zweiten gemischt ist; sie sind gemacht von den Vertretern der sog. historischen Schule. Der Name ist falsch, wenn er bedeuten soll daß nur jene Männer auf die von J. Grimm begründete historische Grammatik fußen, denn diese bildet jetzt überhaupt die Grundlage für die Wißenschaft, und ohne ihre Kenntnis kann niemand über deutsche Sprache und Orthographie mit voller Competenz urtheilen. Er ist aber recht gewählt, wenn man damit das Streben bezeichnet die Wörter nach ihrer Herkunft und sprachlichen Entwicklung d. i. etymologisch zu schreiben. Freilich ist wohl kaum jemandem in den Sinn gekommen nach der oben entwickelten Bedeutung einer rein etymologischen Schreibung zu verfahren und die alten Wortformen wieder herzustellen. Davor würde schon die Unmöglichkeit der Durchführung abgeschreckt haben, wenn auch bei manchen

die große Vorliebe für die englische Schreibweise und die häufige Hinweisung auf diese als ein Ideal den stillen Wunsch des Herzens verräth. Man erkannte sogar an daß unsre jetzige Sprache eine Entwicklung der früheren sei und darum auch eine Berechtigung habe geschrieben zu werden. Aber diese Anerkennung beschränkte sich nur auf die Entwicklung, soweit sie auf bestimmten, von der Grammatik wargenommenen Entwicklungsgesetzen beruhte, alle sogenannten unorganischen Veränderungen dagegen, welche einer Verwilderung der Sprache, ungebürlichem Einfluße der Mundarten und dem Zufalle zugeschrieben werden, sollten in der Schrift entweder verworfen oder doch nur aus Rücksicht gegen den Usus geduldet werden. Wir wollen hier nicht in den Fehler eines neueren Recensenten verfallen, welcher die historische Schule damit bekämpft daß er bei einzelnen und namentlich bei Grimm Inconsequenzen, und Abweichungen der einzelnen Vertreter von einander nachweist. Die praktische Durchführung dieser Orthographie gieng in der That wohl auf mehr als zwanzig verschiedene Weisen aus einander, aber sie konnte auch gar nicht überall zu demselben Resultate führen, weil die äußeren Beweggründe der einzelnen zu verschieden waren. Wie den einen rein grammatische Gründe, den andern aber eine schwärmerische Bewunderung der Sprache des Mittelalters oder unsrer Volksdialekte, den dritten Neuerungssucht, den vierten die Auctorität Grimms zu der Veränderung der Schreibweise trieben, so nahmen auch nicht alle gleiche Rücksicht auf den Usus und beurtheilten nicht alle die Dinge auf gleiche Weise. In Bezug auf das Grundprincip ist indes doch wohl eine Einheit unter ihnen zu finden. Denn nur einzelne unter ihnen nehmen durch besondere Eigenthümlichkeiten und schroffe Rücksichtslosigkeit gegen den Usus eine isolierte Stellung ein. So besonders Möller, welcher sein Princip mit den Worten ausdrückt: Aufgreifen der naturgemäszen geschichtlichen entfaltunc der deutschen sprache, befreiunc fon der wilkür neben aner-

kenunc eines neuen stantpunkts *). Nur wenige jedoch theilen diesen neuen Standpunkt mit ihm und wohl keiner auf dieselbe Weise, da er völlig unpraktisch ist und dazu auch wißenschaftlich in gar vielen Punkten Bedenken erregt. Die meisten dagegen haben unsern dritten Grundsatz, die Rücksicht auf den Usus, ausdrücklich anerkannt und werden sich im übrigen wohl alle zu Weinhold bekennen, welcher als Grundgesetz ausspricht: „Schreib wie es die geschichtliche Fortentwicklung des Neuhochdeutschen verlangt.“ Daß er dabei den Begriff einer geschichtlichen Entwicklung in dem eben besprochenen, engen Sinne faßt, zeigen seine Aenderungen Leffel Lewe Wirde u. v. a., die er zum Theil jetzt zum Theil zu einer späteren, gelegenern Zeit einführen will.

Wir dürfen nicht den Widerspruch verkennen, in welchem die historische Schule sich der herkömmlichen Schreibweise gegenüber befindet. Während nach dieser das phonetische Princip voransteht und dem etymologischen nur in so weit ein Einschreiten gestattet, als die Aussprache der Gebildeten selbst schwankt oder als unbeschadet der Aussprache eine verschiedene Schreibweise möglich ist, gehen die neueren umgekehrt von dem etymologischen Principe aus und geben der lebenden Sprache nur in so weit recht, als sie sich nach den etymologischen Gesetzen richtig entwickelt hat. Der schroffe Zwiespalt, welcher dadurch zwischen Schrift und Aussprache entsteht, wird von den einen geradezu gutgeheißen, weil er uns dem bewunderten Systeme der

---

*) Herrigs Archiv f. d. Stud. neuerer Spr. 1853 S. 379 f. Zur Vertheidigung der lateinischen Lettern sagt er: Dasz man die runde schrift anwente, wirt wol niemandem mer ein anstosz sein, erstensz haben wir ein gutesz recht darauf, gegenüber der ekigen, unt dan ist sie, worauf ein praktischesz folk sehen solte, für den ferker geeigneter, da sie die fast aler europäischen fölker ist. Die Probe wird genügen um zu zeigen, wie gewaltsam Möller nicht bloß den dritten sondern auch unsern ersten Grundsatz verletzt.

englischen Schrift näher bringt; andre erkennen das Uebel an, beruhigen sich aber mit der Erwartung daß die Gebildetensprache sich nach der geläuterten Schrift auch läutern und so den Zwiespalt lösen würde. Ist eine solche Erwartung aber berechtigt? Wir könnten ihr beistimmen, wenn sie sich auf seltene Wörter beschränkte, die den meisten wirklich nur aus der Schriftsprache bekannt sind, oder wenn sie nur die groben dialektischen Eigenthümlichkeiten meinte, die ja beständig durch die Schriftsprache und den aus ihr entnommenen Grundsatz „sprich wie du schreibst“ bekämpft werden. Aber wie zähe ist selbst hierin der Widerstand, wie stark die Vorliebe für die angeborene Aussprache und wie nahe die Gefahr verlacht zu werden, wenn man sie allzu nachgiebig zu verlaßen wagt! Und nun sollte gar eine Aussprache durchdringen können, die nicht von der Gebildetensprache sondern vorläufig nur von der Wißenschaft gefordert wird, man sollte wieder Leffel, niecht, Liecht, eräugnen u. s. w sprechen, was früher gewesen und von unsern Vätern gut oder schlecht verworfen ist? Unmöglich scheint mir eine solche Erwartung, zumal in einer Zeit, welche aller Pedanterie in sprachlichen Dingen feind ist und der lebendigen, naturwüchsigen Sprache Achtung zollt, auch wenn sie einmal ungebunden von dem strengen Pfade der regelmäßigen Entwicklung abgesprungen ist. Obgleich nun bei den meisten die historische Schreibweise noch nicht zu so starken Abweichungen von der Aussprache führt, so dürfen wir doch nicht übersehen daß dies nur ihrer großen Rücksicht gegen den Usus zuzuschreiben ist und daß wir nicht vor größeren Veränderungen sicher sind, wenn wir nicht an den alten drei Grundsätzen festhalten.

Von diesem Standpunkte aus sollen daher auch im Folgenden die wirklichen und vermeintlichen Fehler unsrer Orthographie durchgenommen und beurtheilt werden. Sie können dabei doppelter Art sein. Entweder ist die erste Grundregel verletzt und das geschriebene Wort entspricht nicht streng dem der mündlichen Rede, wobei wir natürlich absehen von der Unvollkommenheit unsrer Schriftzeichen überhaupt. Oder was sich häufiger findet, Schreibung und Aussprache stimmen, jedoch existiert noch eine andre Aussprache oder bei gleicher Aussprache noch eine andre Schreibung, welche richtiger sein soll, ein Fall der allein von der zweiten Grundregel aus beurtheilt werden kann. Beide Male wird nicht ohne weiteres nach dem Maßstabe der verletzten Regel entschieden und geändert werden dürfen. Im ersten Falle werden wir fragen, ob die Verletzung des phonetischen Principes nicht etwa dem grammatischen zu Liebe geschehen ist, und werden sie dann eher dulden, da jenes ja einmal in unsrer Sprache durch die Entgegenwirkung des zweiten in seiner vollen, consequenten Entfaltung gestört ist. Ich erinnere nur an die grammatische Regel von der Unwandelbarkeit der Stämme, die eine streng phonetische Schreibung wie Hunt Tach solte nie aufkommen laßen wird. In beiden Fällen aber müßen wir, ehe wir ändern, noch drittens den Usus zu Rathe ziehen, der ja auch grundsätzlich beachtet und geschont werden muß. Wo er schwankt, da dürfen wir unbedingt die als richtig erkannte Form allein hinstellen, wo er aber fest steht, da fragt es sich weiter, ob die Aenderung so leicht ist daß sie auch gegen den Usus ohne Anstoß zu erregen eingeführt werden kann, und ob der Fehler auch wirklich so unerträglich und unentschuldbar sei daß er nicht länger geduldet werden dürfe.

Von dem ganzen deutschen Wortschatze sind natürlich nur die Wörter der Schriftsprache berücksichtigt worden. Aber auch die Fremdwörter und Eigennamen sind von diesen ausgeschloßen, weil sie eine eigne Behandlungsweise und Betrachtung verlan-

gen; wenn trotzdem von beiden Arten einige mit herbeigezogen sind, so geschah es, weil viele Fremdwörter mehr oder weniger eingebürgert sind und die Natur deutscher Wörter angenommen haben, und weil viele Eigennamen, besonders die Vornamen und die Völker- und Ländernamen, auch einen Anspruch darauf haben nach den allgemeinen orthographischen Regeln geschrieben zu werden.

I.

Die Bezeichnung der Länge und Kürze der Vocale.

Viele Fehler verdanken ihren Ursprung dem Streben die Länge und Kürze der Vocale zu bezeichnen (Aal, Friede thun, dann statt Al, Fride, tun, dan). Eine solche Bezeichnung consequent durchgeführt wäre im allgemeinen nicht tadelnswerth, und unserm ersten phonetischen Grundsatze gegenüber müßte sie als ein Vorzug der Schrift angesehen werden, der einem jeden, welcher in der Schriftsprache noch unsicher ist, und vor allen dem Ausländer sehr zu statten käme. Ein Beispiel solcher consequenten Durchführung bietet uns das Sanskrit, welches man als die feststehende, durch religiösen Gebrauch geheiligte Schriftsprache durch diese sorgsame Lautbezeichnung vor den Einflüßen des Volksdialektes rein bewaren wollte. Auch in unsrer älteren Sprache finden wir die Längen zuweilen durch Verdopplung der Vocale oder noch häufiger durch Circumflexe bezeichnet, was der Sprachforschung ein willkommenes Mittel die Quantität der Silben zu erkennen an die Hand gibt. Aber die neueren Sprachen haben durchschnittlich eine solche Bezeichnung verschmäht, mag nun der Grund sein daß sie dem Schnellschreiben zu beschwerlich war und daß sie bei dem eintretenden Schwanken zwischen Länge und Kürze der Vocale auf Schwierigkeiten stieß, oder daß sie kein Bedürfnis mehr war, weil die Sprachen gegen

die Quantität der Silben gleichgiltiger wurden. Und auch im Deutschen hat man in der That nie ernstlich daran gedacht sie praktisch durchzuführen; jene Versuche aus älterer Zeit hörten bald wieder auf, die Bezeichnungen der neueren Sprache sind aber weit weniger durch das Bedürfnis als durch bloßen Misverstand hervorgerufen. Denn da man aus älterer Zeit Lautverbindungen überliefert fand, die man fälschlich für bloße Quantitätsbezeichnungen hielt, so entwickelte sich daraus nur das Streben dieser Analogie zu folgen. Diese Zufälligkeit des Entstehens könnten wir, wenn wir sie nicht aus der Geschichte der Sprache wüßten, schon aus der Inconsequenz der Durchführung schließen. Man würde erstens nicht drei verschiedene Mittel der Längenbezeichnung angewendet haben, zweitens sich damit begnügt haben bloß die Längen oder bloß die Kürzen anzumerken und nicht, wie häufig geschehen ist, beides zugleich (vgl. fahl — Fall, Wahn — wann, dagegen zweckmäßiger kam — Kamm); endlich drittens würde man nicht so viele Längen und Kürzen unbezeichnet gelaßen haben.

Den zuletzt angeführten Mangel werden einige Zahlenangaben leicht veranschaulichen. Nur die Dehnung des i durch e ist mit Consequenz durchgeführt; von den wenigen Ausnahmen wird unten die Rede sein. Bei allen übrigen einfachen Vocalen (a, e, o, u, ä, ö, ü) sind nur die beiden andern Mittel angewandt, doch so daß die Verdopplung sich nur bei höchstens 30 Wörtern findet, sonst immer das Dehnungs-h. Aber auch dessen Gebrauch ist spärlich genug, denn wenn wir auch alle in der Schriftsprache weniger gangbaren Wörter, in welchen die Dehnungszeichen viel spärlicher verwandt werden, bei Seite laßen, und ebenfalls die abgeleiteten Verbalformen wie war bat gebeten, wenn wir endlich die unbetonten Silben der Wörter übergehen, deren Quantität nur selten bezeichnet ist, so zählen wir in deutschen Stammwörtern doch etwa 130 bezeichnete und 530 unbezeichnete Längen. Sogar vor mehreren Consonanten findet sich häufig genug die unbezeichnete Länge, z. B. Art, Bart, zart; Gebärde; Pferd, Herd, Erde; Trost, Obst, Mond, Ostern; Geburt. Becker, der die Regel aufstellt daß vor mehreren Consonanten gar kein langer Vocal stehen könnte, hilft sich

hier rasch mit der Behauptung daß hinter dem ersten Consonanten ein Vocal ausgefallen sei. Man braucht ihm aber nur althochdeutsche Formen wie ôstara trôst chlôster wôsti entgegenzuhalten, um die Grundlosigkeit der Regel darzuthun.

Unbezeichnete Kürzen sind 1. in fast sämtlichen Partikeln und Hilfswörtern: man, an, gen, bin, in, hin, mit, von, un-, um, das, des, was, wes; 2. in allen Wörtern, die mit den Consonanten b, g, d, ch, sch, ß schließen z. B. Stab, Tag, Rad, wach, Fisch, Schloß; 3. in fast allen unbetonten Silben, und 4. in einzelnen Substantiven wie Glas, Hof, von denen unten noch die Rede sein wird.

Diese Uebelstände sind zu einleuchtend, als daß sie sich nicht jedem Grammatiker hätten aufdrängen müßen, auch zu der Zeit als man noch in dem guten Glauben war daß jene drei Weisen wirklich von Ursprung an lediglich als Dehnungszeichen gedient hätten. Viele haben deshalb von jeher auf Abhilfe und Vereinfachung gedrungen und im einzelnen auch wirklich manches erreicht. Auch fehlte es seit dem 17. Jahrh. nicht an kühneren Vorschlägen, die bald eine der drei Weisen allein angewandt wißen wollten bald gar alle drei verwarfen; Bellin (1657) wollte statt dessen lange und kurze Lautzeichen einführen, Zesen und viele nach ihm gaben der Bezeichnung durch Accente den Vorzug. Andre wie Adelung vertheidigten den alten Gebrauch nur damit daß er ja nichts schadete und wegen seines hohen Alters Schonung verdiente. Noch andre suchen sich durch künstliche und grundlose Regeln aus der Verwirrung herauszuhelfen: aa klänge in der That einem feinen Ohre anders als ah, ie anders als ih, Behauptungen die wir noch in Lehrbüchern dieses Jahrhunderts bei sonst verständigen Männern finden. Auch rechnete man die Umlaute ä, ö, ü fälschlich zu den Diphthongen, um zu rechtfertigen daß sie selten mit Dehnungszeichen versehen werden *). Man stellte ferner die Regel auf daß das

*) Daß das Dehnungs-h sich hinter ä, ö, ü seltener findet als hinter den übrigen einfachen Vocalen, hat zum Theil darin seinen Grund daß sie

Dehnungs-h nur vor l, m, n, r verwandt würde und daß es bei t, wo es außerdem noch vorkommt, gar nicht diesem Zwecke diente sondern dem t einen eigenthümlichen aspirierten Klang verleihen sollte. Ueber den letzten Punkt und seinen Ungrund werden wir noch später reden, das davor Gesagte hat zwar als eine sprachliche Beobachtung seine Richtigkeit, kann aber darum doch keine Regel bilden, weil die innere Begründung fehlt und weil auch vor den Buchstaben l, m, n, r gerade ebenso viele unbezeichnete wie bezeichnete Längen stehen (106 zu 106 nach einer oberflächlichen Zählung). Endlich läßt auch die Beobachtung daß Silben, die schon im Anlaute stark durch Consonanten belastet sind, kein Dehnungszeichen mehr annehmen, reichliche Ausnahmen zu, wenn auch in diesem Falle der Grund der Erscheinung nahe liegt; vgl. Pfahl, Staar, Strahl, Thran, Drohne, Stuhl, Pfuhl u. a.

So kann uns keine Regel aus der Unordnung und Inconsequenz heraushelfen und es ist darum begreiflich daß die Grammatiker aller Richtungen eine Beschränkung der Quantitätsbezeichnungen für wünschenswerth halten und nur in dem Maße und der Weise der Durchführung aus einander gehen. Hier sei noch, ehe wir uns zu den einzelnen Punkten wenden, eine Ansicht erwähnt, die wir bei mehreren Vertretern der historischen Schule finden. Sie halten die Verwendung der Dehnungszeichen bei solchen Vocalen für erträglich, welche von Alters her lang sind oder deren Dehnung wenigstens auf einem im sprachlichen Organismus begründeten Gesetze beruht, also

---

im 16. u. 17. Jahrh. vorwiegend nur den langen Laut bezeichneten und eine Quantitätsbezeichnung entbehren konnten. Für kurzes ä schrieb man noch meistens e und der Misbrauch des ö für e, des ü für i griff erst im 17. Jahrh. bedeutend um sich. Aber auch der Irrthum sie für Diphthonge zu halten, herbeigeführt durch die Schreibung ae oe ue, ist alt, schon Laur. Albert und Oelinger haben ihn; er mochte auch dazu beitragen daß man hier die Dehnungsbezeichnung für überflüßig hielt.

mehr weil es schon mhd. mêr goth. mais, ich blieb weil es mhd. bleip heißt. Unsre Sprache hatte aber außerdem schon in früher Zeit die Neigung die Vocale der Stammsilben zu dehnen, gewissermaßen zum Ersatze für den Verlust der Endsilben, welche ursprünglich volltönende Vocale hatten, später aber zu tonlosem e wurden oder ganz abfielen Schon im Mittelhochdeutschen finden sich einige Beispiele dieser sogenannten unorganischen Längen, im Neuhochdeutschen aber ist ihre Zahl durch den Einfluß des Niederdeutschen, welches sich durchweg einer breiteren Aussprache zuneigt, so gewachsen daß ihrer mehr sind als der organischen Längen. Und bei diesen, meinen sie, sei die Dehnungsbezeichnung unerträglich und müße hinfort gestrichen werden; also gebliben neben blieb, das Mer neben mehr. Wenn dieser Vorschlag nur den Zweck verfolgte die Schrift zu vereinfachen, so würde an ihm nur auszusetzen sein daß er gar zu gewaltsam verführe und vielen Wörtern ein ganz fremdartiges Aussehen gäbe. Aber er will jene Dehnungszeichen gar nicht deshalb streichen, weil sie überhaupt entbehrlich und überflüßig sondern weil sie gerade bei diesen Wörtern falsch und unberechtigt seien; denn er geht von der Ansicht aus als bestände die Länge jener Silben gar nicht zu Recht und dürfe von der Schrift nicht anerkannt werden. Man will also die Sprache meistern und ihr wieder Wortformen abgewöhnen, die sich seit Jahrhunderten in ihr festgesetzt haben, bloß weil sie sich nicht nach den von der Wißenschaft anerkannten Sprachgesetzen entwickelt haben. So annehmbar nun eine solche Verminderung der Dehnungszeichen wäre und so gern wir auch die etymologische Schreibung dulden, wo sie sich erhalten hat oder wo sie ohne Zwang und ohne unsern ersten Grundsatz zu verletzen eingeführt werden kann, so müßen wir sie doch zurückweisen, wo sie der lebendigen Sprache widersprechen will.

a. Die Verdopplung des Vocales kann streng genommen nie Einen Laut ausdrücken, vgl. Aaron, beendigen,

reell, ist aber gleichwohl, wenn man nicht etwa den Circumflex vorzieht, noch das natürlichste Mittel die Länge zu bezeichnen, und auch andre Sprachen wie die englische in ee, oo und die beiden niederländischen haben sich desselben bedient. Sie hat auch in der deutschen immer diesen Zweck gehabt und ihre Anwendung beruht insofern nicht wie die übrigen Dehnungsmittel auf einem Misverständnisse. Schon im Althochdeutschen kommt sie in einigen Handschriften vor, verschwindet dann aber ziemlich im Mittelhochdeutschen und zeigt sich erst wieder mehr seit dem fünfzehnten Jahrhundert, von wo sie sich bis auf uns erhalten hat. Ihr Gebrauch wie der der übrigen Dehnungszeichen mußte dann immer mehr zunehmen, je mehr die kurzen Stammsilben der Sprache in lange übergiengen und dabei in der Zeit des Ueberganges sich ein Schwanken zeigte, welches es wünschenswerth machte die neue, für richtig gehaltene Form bestimmter zu bezeichnen. Dabei pflegte sie sich früher aber nicht in bestimmten Wörtern festzusetzen sondern bald war dieser bald jener Vocal ihr besonders zugänglich. Nur uu ist nie ordentlich aufgekommen, denn die alte Sprache gebrauchte diese Verbindung schon zur Bezeichnung des w, die spätere aber wandte für das lange u oft misbräuchlich den alten Diphthong uo an, später ů gedruckt und geschrieben, und als darauf im Drucke das o oder ˘ über dem u wegblieb, so nahm man zum Dehnungs-h seine Zuflucht. ii oder ij ward auch bald durch die daneben vorkommenden y, j, ih und ie beschränkt, bis dann ie, seltener ih, ganz allein den Gebrauch behauptete. So haben wir jetzt nur aa, oo, ee und auch diese sind auf eine nicht sehr große Zahl meist einsilbiger Wörter beschränkt, die zum größten Theile nur aus drei Buchstaben bestehen und daher durch den Zuwachs des Buchstaben zugleich für das Auge gewichtiger werden sollen. Der Grund dieser Ungunst liegt wohl zum Theil in dem Umstande daß die Wörter, welche im Plural den Umlaut erhalten, die Verdopplung dann verlieren und dadurch ein gar zu verän-

dertes Aussehen erhalten (Saal — Säle, Schooß — Schöße); man müßte sonst auch ä und ö verdoppeln, wozu die Sprache sich aber nie bequemt hat.

Die Verdopplung hat sich erhalten in: Aal, Aar, Aas, Haar, Paar und paar, Saal, Saat, Staar in beiden Bedeutungen, Staat, Waage. Beere, Beet, Geest, Heer aber Herberge, Klee, Lee, leer, Meer, Reede, Reep, Schnee, See, Seele, Speer, Theer. Boot, Loos, Moor, Moos. — Dazu Fremdwörter, welche ein ee schon aus der fremden Sprache mit herüberbringen, wie Allee Althee, Armee, Chaussee, Fee, Idee, und andere, die es erst auf deutschem Boden erhalten haben, meistens um die fremde Betonung dadurch mehr ins Auge springen zu laßen: Galeere galère, Kaffee café, Kameel aber Camelot, beides von κάμηλος, Kaneel, canelle, Kanapee canapé, Porree porrum, Thee.

In folgenden Wörtern stehen die Schreibung mit einfachem und die mit doppeltem Vocale schwankend neben einander und verdient die einfachere darum den Vorzug: Bake, bar barfuß, Hag, Mal, Maß, Qual, Same, Schaf, schal, Scham, Schar, Ware. Herd, Herde, schel, Schere, bescheren d. i. beschenken, sich scheren, Schmer, selig. Lotse, Sole d. i. Salzwaßer, und mit dem ursprünglichen ß Loß loßen neben Loos loosen *).

Wir haben nicht nöthig diese aa, ee, oo, wo sie fest stehen, jetzt wieder aus der Sprache zu bannen, da sie die natürlichste Dehnungsweise sind und unser grammatisches Gefühl am wenigsten beleidigen; auch würde das Auge des Lesers an Wörtern wie Mor, ler wegen ihrer Kürze Anstoß nehmen. Von praktischer Bedeutung ist die Schreibweise Waage, Staat, um sie

*) Abgeleitete und zusammengesetzte Wörter, deren Abstammung auf der Hand liegt, sind in diesem wie in den folgenden Verzeichnissen neben der Stammform in der Regel nicht mit aufgeführt. Aus demselben Grunde der Vereinfachung sind auch nur ausnahmsweise Beispiele und Belege aus der älteren Sprache hinzugefügt; sie schienen meistens entbehrlich, weil sie ja jeder, dem darum zu thun ist, in den Grammatiken von Grimm und von Kehrein, und für unsern Zweck besonders zusammengestellt in den Schriften von Weinhold und Andresen finden kann.

von Wagen, Stadt und statt zu scheiden, die zwar dieselben Wörter aber von scharf abgetrennter Bedeutung sind. Nach Abstammung, Aussprache und Bedeutung verschieden sind Geest d. i. trockenes Land und Gest d. i. Hefe. Aus demselben Grunde ist auch räthlich das niederdeutsche Reede (holländ. reede) neben Rede (oratio) beizubehalten; über die Schreibart Rhede s. u. Der Grammatiker wird zwar nie solche Mittel zur Unterscheidung vorschlagen, wo er sie aber findet, da kann er sie dulden, weil sie, so ungrammatisch sie auch sind, doch sicher nicht erfunden und beibehalten wären, wenn sie nicht einigen praktischen Nutzen gewährten. So scheidet man auch im Lateinischen cum und quum, im Griechischen ὅτι und ὅ τι. — Nur in den Wörtern, wo die Schreibung schwankt, folge man unbedenklich der einfachen, richtigern Form. Vor seelig, das man zuweilen liest, ist sogar zu warnen, weil es mit Seele nichts zu thun hat und eigentlich sälig d. i. alles Guten voll, jedenfalls aber mit einfachem Buchstaben, also selig, geschrieben werden muß.

b. Die Dehnung des i durch e. Die Buchstabenverbindung ie ist ursprünglich ein Doppellaut, der in den echt deutschen Wörtern und in eingebürgerten Fremdwörtern auf zweifache Weise entstanden ist.

Wir finden zunächst ein ie im Präteritum der reduplicierenden Conjugation. Gothisch haitan, stautan hatten im Prät. haihait, staistaut, im Althochdeutschen warf man die mittleren Consonanten h und st aus und nach mehreren Lautveränderungen entstanden von heizan und stôzan die Prät. hiaz, stiaz. Der Diphthong ia gieng dann wie überall in unsrer Sprache in ie über, so daß die Formen zu hiez stiez, hieß stieß wurden. Die in unsrer jetzigen Sprache noch erhaltenen Präterita dieser Art sind: blies, briet, fiel, hielt, hieb, hieß, lief, ließ, rief, rieth, schied, schlief, stieß, und dazu gieng, fieng,

hieng, in welchen demnach das in Schwanken gerathene e seine volle Berechtigung hat.

Ferner entstand ie aus dem gothischen oder althochdeutschen iu. In vielen Fällen erhielt sich dieser Diphthong zwar länger und trat dann in unsrer Schriftsprache als eu auf, z. B. heute, neu, neun aus hiute, niuwe, niun, in den meisten aber ward iu aus verschiedenen Gründen schon früh zu io, woraus unser ie hervorgieng. So Dieb vier aus goth. thiubs fidvor, ahd. diup vior, mhd. diep vier.

Die Wörter, in welchen dieses ie erhalten ist, sind folgende: biegen, Biene (?), Bier, bieten, die in allen Bedeutungen, Dieb, dienen, Dienstag, Dietrich, verdrießen, Fliege fliegen, fliehen, fließen, frieren, Friesel, gießen, Grieß, Hieb vom Prät. hieb = mhd. hiu, hier hie, Kiefer, Kiel des Schiffes, Kieme kiewe?, Kien, erkiesen, Knie, kriechen, Krieg, lieb lieben, Lied d. i. carmen, liederlich, verlieren, Verlies, Miete, nie niemand, niedlich vgl. ahd. niot, Niere, niesen, genießen Nießbrauch, Niet nieten vgl. mhd. sich nieten, riechen, Riemen, Ried, Riedgraß, schieben, schief, schier das Adverbium aber nicht das Adjectivum, schießen, schliefen Nebenform von schleifen, schließen, schmiegen, sie in allen Bedeutungen, siech, sieden, Spieß d. i. hasta aber nicht veru, Sprieße spriuze = Strebeholz, sprießen, stieben, Stiefvater, Stiege (ahd. stiega ascensus ist eine Nebenform zu stiga, mhd. stiec scalae Nebenform zu stëge) Stier, Thier, tief, triefen, triegen, vier, Vlies, wie, ziehen Zieche, zieren.

In den Wörtern Dirne, Fichte, immer, Licht, nicht, nimmer wird das e nicht mehr geschrieben, weil i kurz geworden ist; den todten Buchstaben aber da zurückführen zu wollen, wo der Gebrauch ihn schon ganz verworfen hat, hieße die Sprache etymologisch reconstruieren. Dagegen thun wir aus grammatischen Gründen gut die eben erwähnten Formen hieng fieng gieng aufrecht zu halten, welche noch nicht ganz außer Gebrauch sind und nur in Norddeutschland kurz gesprochen werden. Das letztere gilt auch von vierzig, aber hier wird man

noch entschiedener das ie bewaren wegen der Abstammung von vier.

Neben diesen beiden Entwicklungsformen unsres ie findet sich freilich bisweilen in der älteren Sprache dieselbe Buchstabenverbindung auch schon in solchen Wörtern, in denen sie geradezu für ein kurzes oder langes i gesetzt ist. Aber sie tritt im Althochdeutschen nur bei Notker auf, im Mittelhochdeutschen nur in sehr wenigen vereinzelten Beispielen und verschwindet dann ganz, so daß wir sie hier gar nicht erwähnen würden, wenn nicht Weinhold für unsre jetzige Schreibweise Gewicht darauf legte und praktische Folgerungen daraus zöge, denen wir widersprechen müßen. Die Trübung oder, wie Grimm es nennt, Brechung des reinen i-Lautes durch Beimischung eines andern Lautes kommt in allen germanischen Sprachen vor und ward dadurch herbeigeführt daß gewisse Consonanten, besonders h und r, jenen reinen Laut nicht vor sich duldeten. Denn wie die reinen Grundlaute i a u überhaupt vielfach in andre Laute übergiengen, weil ihre Aussprache in manchen Buchstabenverbindungen dem Munde zu unbequem oder ihr Klang dem Ohre zu hart war, ein Umstand welchem wir ja in den germanischen Sprachen das Entstehen der Buchstaben e ä o ö ü zuzuschreiben haben, so fand man es auch häufig bequemer oder gefälliger dem reinen Laute einen andern vor- oder nachtönen zu laßen. Im ausgedehntesten Maße geschah dies im Gothischen, im Niederdeutschen und im Angelsächsischen. Aber darauf auch unser ie zurückzuführen, wo es für i steht, ist höchst mislich, weil gerade im Hochdeutschen die Trübung der reinen Laute durch Hinzufügung eines anderen Vocales gar nicht vorkommt. Daher trübt sich bei uns auch das i vor h und r nur zu e, wie in er, der, recht, wer, niemals zu ie; und wenn auch einzelne Dialekte wie der des Notker und einige wenige mittelhochdeutsche Beispiele ein solches ie zeigen (sieho st. siho sehe, liehte st. lihte leicht) und andre Dialekte wie der schweizerische es jetzt

noch hören laßen, so haben doch weder die schwäbische Mundart des Mittelalters noch die später vorherschenden Mundarten solches aufgenommen. Das oben erwähnte Wort Stiege ist wohl das einzige sichere Beispiel eines unorganischen ie, welches schon in der älteren Sprache in allgemeinen Gebrauch gekommen war, und mag irgend einem Zufalle seinen Ursprung verdanken; dagegen beginnt der häufigere Gebrauch erst in dem 14. Jahrh. und nimmt von da in dem Maße zu, wie die gedehnte Aussprache des kurzen i Ueberhand nimmt. Wie unwahrscheinlich ist es aber daß ein solches Lautgesetz sich erst im 14. und 15. Jahrh. zur Zeit der Sprachverwilderung geltend gemacht habe, während die früheren Zeiten, in denen das Ohr sonst am empfindlichsten gegen sprachliche Härten ist, es so gut wie gar nicht kennen! Wir werden unten sehen, wie das Eindringen des falschen ie sich auch ohne solche Annahme ganz leicht erklärt.

Eine Brechung anderer Art fand aber schon früh in Fremdwörtern statt. Die romanischen Sprachen hatten die Neigung dem lateinischen e ein i vorzuschlagen, man vergleiche die französischen Wörter Pierre, rien, pied, hier, siècle, tiers mit Petrus, rem, pedem, heri, seculum, tertius. Dieses ie gieng dann auch auf die ins Deutsche eindringenden romanischen Wörter über, nur daß hier nach deutscher Weise der erste der beiden Vocale betont wurde. So entstanden Brief breve, Fieber febris, Grieche Graecus, Priester presbyter, Riester (rastrum? Graff II, 353), Spiegel speculum, Ziegel tegula, Trier Treviri, Zwiebel (caepulla?). Auch die Endung —ieren findet so ihre Erklärung, denn im 13. Jahrh., als zuerst Wörter der französischen ersten Conjugation in die deutsche Sprache übergiengen, war es dort üblich auch der Endung —er ein i vorzuschlagen, besonders hinter r, l und den zischenden Consonanten, woraus das deutsche —ieren entstand, z. B. turnieren, parieren. Im Französischen verschwand zwar jenes

i wieder, das deutsche —ieren blieb aber und ward fortan zur Bildungssilbe bei allen aus der Fremde entlehnten oder von Fremdwörtern gebildeten Verben. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen bei den meisten Wörtern hier das e auszustoßen und schreibt addiren, reduciren neben regieren, spazieren; ohne Zweifel mit Unrecht, da die Form ieren einmal als die feste Bildungssilbe aller fremden Zeitwörter ohne Ausnahme sprachlich überliefert ist und jede Scheidung zwischen ieren und iren auf Willkür hinauslaufen muß. Selbst Wörter deutschen Stammes wie hantieren, jubilieren, hausieren, schattieren, halbieren, stolzieren, mag man ihre Bildung tadeln oder nicht, unterliegen derselben Regel, weil sie nur nach Analogie der Fremdwörter gebildet sind. Und endlich kann auch kein Zweifel sein, wie die Endung —ierung zu schreiben sei, da sie aus ieren entstanden ist; man schreibe Regierung, Hantierung. — Deutlicher tritt die Richtigkeit der Bildungssilbe —ier hervor in Manier, Papier, Panier, Clavier, Grenadier, Barbier, Quartier, Turnier, Visier u. a., weil die französische Sprache noch dieselbe Endung hat.

Zweitens haben die Fremdwörter uns die Endung —ie gebracht, welche aus dem franz. ie, lat. ia und griechischen ια und εια entstanden ist, z. B. Partie, Philosophie, Sophie, Therapie. In allen Wörtern, welche den Ton auf der Vorsilbe haben, wird ie auch noch zweisilbig gesprochen z. B. Arie, Bestie, Hostie, Folie, Petersilie (entstellt aus petroselinum und nur nach Analogie jener Wörter gebildet). Aber auch wenn der Ton auf ie ruht, wird im Volksmunde noch häufig das e gehört und in Wörtern wie Sophie, Marie hat es auch die Gebildetensprache noch bewart.

So ist auf vierfache Weise der Diphthong ie in unsrer Sprache aufgekommen und hat seine volle Berechtigung. Aber schon früh, wohl im 14. Jahrh., verlor sich das e allmählich in der Aussprache, der Diphthong gieng in ein einfaches langes

i über, und da die Sprachkenntnis fehlte, so glaubte man, das e diene überhaupt nur dazu die Länge des i zu bezeichnen, und hielt sich darum für berechtigt es auch in andern Fällen zu diesem Zwecke zu verwenden. Aehnlich gieng es in den beiden niederländischen Sprachen, wo e sogar auch hinter a und o als Dehnungszeichen gesetzt wird, ganz eigenthümlich aber verfährt die englische Sprache, indem sie zur Dehnung des Vocales zuweilen ein e an den darauf folgenden Consonanten hängt, z. B. wife, life, stone, rode. Bei uns kommt e nur hinter i vor, ist aber jetzt als Bezeichnung der Länge dieses Vocales bei Wörtern deutschen Ursprungs dergestalt durchgedrungen daß nur wenige Ausnahmen übrig bleiben, und hat auch viele eingebürgerte Fremdwörter mit ergriffen.

Das einfache i haben bewart: mir, dir, wir, wider erwidern (die etymologisch unrichtige Unterscheidung von erwiedern ist oft auch der Bedeutung nach nicht durchführbar). Igel, Ibisch oder Eibisch, Iper d. i. Ulme, Lid Augenlid weil die Aussprache meistens noch die ursprüngliche Kürze bewart, Iburg, Isegrim. Auch Rige und Widehopf finden sich neben den Formen mit ie. Die Gründe, welche bei diesen Wörtern für das einfache i sprachen und noch sprechen, zeigen sich leicht; bei den einen ist es ihre geringe Bedeutsamkeit, zu welcher auch eine möglichst einfache Schreibung passt, bei andern das Streben nach Unterscheidung von gleichklingenden, bei noch andern das anlautende i, welches nie ein e hinter sich duldet, bei einigen endlich ist es die Aussprache, welche noch zwischen dem langen und kurzen i schwankt. — Alle übrigen Wörter mit einfachem i sind Fremdwörter z. B. Anis, Biber zweifelh. Ursprungs, Bisam, Fiber, Fibel fidicula, Gardine, Kamin, Kaninchen, Lawine zweifelh. Ursprungs doch der jetzigen Betonung nach von dem Charakter eines Fremdwortes, Maschine, Pike, Ziber, Städtenamen wie Berlin, Stettin u. a.

Folgendes ist das Verzeichnis der deutschen Wörter mit unberechtigtem ie; in den meisten stand in der älteren Sprache kurzes i, in einigen i oder auch ei, in keinem aber ie, wodurch allein unser ie gerechtfertigt würde. Beispiel durch Verwechslung verschiedener Stämme aus mhd. bispel, bieder, Bugspriet, gediegen Part. von gedeihen, Diele, dieser, fiedern Gefieder, Friede, Friedhof Umfriedigung,

Friesen Frisii, Giebel, ergiebig, Gier, Gottlieb Gotleip, griesgram, Kiebitz, Federkiel, Kies, Kiesel, kriegen d. i. erhalten, Lied legumen neben Lid u. Glied, liegen, Liese, Miete eine Art Motte, nieder, Pfriemen, Riefe, Riege, Riegel, Ries, Riese, rieseln, Riester Flicken, Abschied, Schiefer, schielen, Schiene, schier Adj., Schierling, schmieden Schmiede, schmieren, schniegeln, verschwiegen, Schwiegervater, Schwiele, schwierig, Sieb, sieben septem, siedeln Einsiedler, siegen siginôn, versiegen sîhan, Siel, spielen, kostspielig von spilde?, Bratspieß, Stiel, stier, Striemen, Trieb, Vieh, viel, Wiebel, wieder erwiedern, Wiedehopf, wiegen Wiege aufwiegeln, wiehern, langwierig, Wiese, Wiesel, Geziefer, Ziege, Ziel, ziemen, zwiefach -licht -back, zwier. — Dazu kommen noch der Imperativ und die 2. u. 3. Person Präs. der Verba gebären, befehlen, empfehlen, lesen, geschehen, sich scheren d. i. weggehen, sehen, stehlen. — Endlich noch das Prät. und Part. der Verba bleiben, gedeihen, leihen, meiden, preisen, reiben, scheinen, schreiben, schreien, schweigen, speien, steigen, treiben, weisen, zeihen.

Endlich ist das ie noch in folgende eingebürgerte Fremdwörter eingedrungen: liefern livrer, Miene, Fries frise wollenes Zeug und eine architektonische Bezeichnung, Karnies, Paradies, Portugiese, Radieschen radix, Siegel, Stiefel aestivale mhd. stival, Tiegel tegula mhd. tigel, Stieglitz slav. stegelicz mhd. stegeliz, Striegel strigilis mhd. strigel.

Was ist dabei zu thun? Handelte es sich um die Aenderung weniger Wörter, so könnten wir unbedenklich das e wieder ausstoßen, aber es handelt sich um Massen von Wörtern, darunter die Formen fast aller Verba der dritten starken Conjugation, es handelt sich um ein durchgeführtes Sprachgesetz „ì wird durch e gedehnt“, das nicht ein Grammatiker gemacht hat, sondern das mehrere Jahrhunderte hindurch bewußt oder unbewußt die Schreibweise geleitet und dadurch, so fehlerhaft es ist, ein Anrecht auf Duldung und Anerkennung erworben hat. Die Grammatik freilich wird es tadeln müßen, wie sie alle durch Irrthum und Unkenntnis entstandenen sprachlichen Erscheinungen

tadelt, aber sie wird es darum doch nicht wieder umstoßen können, der Versuch dazu würde nur zu einer unseligen Verwirrung ohne Resultat führen. Wir werden uns also darauf beschränken die noch erhaltenen Wörter mit einfachem i zu schützen. Ferner empfiehlt sich dringend die Wiederherstellung der noch nicht ganz abgekommenen Formen gibst gibt gib, weil da in der Aussprache die ursprüngliche Kürze noch ziemlich herschend ist. Aber noch weiter zu gehen und auch list lis von lesen, krigst krigt von kriegen, ligst ligt von liegen wegen der noch vorherschenden kurzen Aussprache zu schreiben, würde Anstoß erregen, weil der Usus in diesen Wörtern ganz fest steht. Ein Gleiches verhindert uns auch die Formen empfiehlst empfiehlt empfiehl, stiehlst stiehlt stiehl zu verbeßern, in welchen die Sucht lang i durch ie auszudrücken sogar zu der Anwendung doppelter Dehnungszeichen geführt hat.

c. Die Bezeichnung der Länge durch Einschiebung eines h. Ein ähnliches Schicksal wie e hat auch h in unsrer Sprache gehabt. Den bloßen Hauchlaut hatte es ursprünglich nur im Anlaute der Wörter, während es im Innern und am Ende einen mehr oder minder aspirierten Laut zeigte, welcher unserm ch nahe kam. Wo sich nun diese aspirierte Aussprache erhielt, da setzte man später zur größern Deutlichkeit das verwandte Zeichen ch dafür, wo aber der Laut sich im Laufe der Zeiten zu einem bloßen Hauche verflüchtigte, da ließ man das h, betrachtete es jedoch bald, weil man es im Innern und am Ende der Wörter nun gar nicht mehr hören konnte, als einen müßigen Buchstaben, welcher höchstens nützlich wäre die Länge des Vocales anzuzeigen. Denn die Vocale der mit h schließenden Silben waren, wenn kein Consonant mehr darauf folgte, nach der allgemeinen Neigung der Sprache alle lang geworden. So faßen schon die Grammatiker des 16. Jahrh. von Ickelsamer an dieses h auf, bald tadelnd daß ein Buchstabe als stummes Dehnungszeichen benutzt werde, bald ihn bereitwilliger duldend, ohne

aber seine ursprüngliche Bedeutung zu erkennen. Denn wenn auch Laur. Albert schreibt daß die Vocale vor h gedehnt gesprochen werden müßten, „ut aspiratio audiatur", so meint er damit doch nicht eine dem h entsprechende, angehängte Aspiration sondern nur den gewöhnlichen Hauch, der zur Aussprache jedes Vocales nöthig ist, und begeht dieselbe Selbsttäuschung, welche auch sonst einen Unterschied zwischen den drei verschiedenen Dehnungszeichen mit dem Gehöre warnehmen will. Durch diese Verkennung des Buchstaben mußte natürlich auch sein Gebrauch in großes Schwanken gerathen und schon Luther schreibt fälschlich mehr, ehre, rhümen, thun, jhar, khün, aber ohne irgend eine Consequenz, und daneben läßt er das richtige h häufig weg, wie in Weirauch Weinachten. Die Auffaßung als Dehnungszeichen wurde und blieb fortan die allgemeine und dem entsprechend geschah auch immer mehr die Verwendung.

Uns kann die ursprüngliche Bedeutung des Buchstaben noch deutlich werden, wenn wir geschehen, Höhe, ziehen, schmähen 2c. mit den verwandten Geschichte, hoch, Zucht, Schmach vergleichen; noch mehr Aufklärung gibt uns die Vergleichung mit dialektischen Formen, wo in denselben Wörtern noch der Kehllaut gesprochen wird, vgl. rauh mit rûch, Vieh mit vîch. In dem folgenden Verzeichnisse sind verwandte Formen, wo sie gerade zur Hand waren, zur Veranschaulichung in Klammer dabei gesetzt.

Die Wörter, in welchen jetzt das richtige h noch seinen Platz behauptet hat, sind folgende: Aehre, bähen ahd. pâhan, Bleihe alburnus eine Fischart (bleich), Böhmen zusammengez. aus Böheim, Bühl (in Tirol Büchl), gedeihen (dicht, gediegen), Dohle, fahen fähig (fangen), Fehde, flehen, fliehen (Flucht, fleuch), Floh, Flühe od. Fluhe, Heher (Heger), Höhe (hoch), jäh Jähzorn (jach), leihen, Lehn belehnen entlehnen (Lechner), —loh od. lohe in Ortsnamen = Wald z. B. Frebelslohe (Wiesloch), Lohe d. i. Feuer lichterloh, Gemahl vermählen Mahlschatz, Mahl mahal Gastmahl. Mahlstätte d. i. Gerichtsstätte, allmählich al-

meelich Jeroschin 46, d. (gemächlich), Nohn, nahe (nächst, nach, Nachbar), Oheim Ohm jenes die ahd. Form dieses das mhd. ôme, prahlen v. prahan d. i. glänzen?, Quehle od. Zwehle d. i. Handtuch, Rahe beßer als d. holland. Form Raa, rauh (Rauchwerk), Reh (Ricke), Reihe rîha reihen (Reigen, Rige), geruhen d. i. wünschen ahd. rôhjan (ruchlos verrucht), geschehen (Geschichte), Schlehe, schmähen (Schmach) schmählen d. i. schelten abgeleitet von schmähen, Schuh (aber Schuster schon im Mhd. mit Ausstoßung des h), Schwäher d. i. Schwiegervater, sehen (Sicht), seihen Seihe (sichten), spähen (spechten), Sprehe, Truhe (Trog), Vieh, erwähnen gewahanjan (hängt nicht mit wähnen zusammen), Weihe e. Art Raubvogel wîho u. wîwo, weihen Weihnachten (Weichbild), wiehern wihelen, zähe, Zähre zahar, Zehe, zehn zehan (—zig), zeihen verzeihen (verzichten), ziehen (Zucht, zeuch). Dazu die mit her (hierher), hēr (Walther, Günther), hin (dorthin), helm (Wilhelm) zusammengesetzten und die mit heit gebildeten Wörter.

Eine gleiche Berechtigung müßen wir dem h da zusprechen, wo uns an derselben Stelle aus der älteren Sprache zwar kein h oder ch, aber doch ein damit verwandtes g überliefert ist. So in Brühl ahd. brogil (aber auch schon bruel), Lahn Logana, Reiher reiger, Geweih gewîge.

Neben diesen Wörtern steht nun noch eine ungefähr doppelt so große Anzahl, in welcher das h unorganisch eingeschoben ist, nicht als hörbarer Hauchlaut sondern als Zeichen, das bloß für das Auge gelten soll. Der hauptsächlichste Zweck dieses Zeichens war, wie oben angedeutet ist, die Länge der Vocale zu bezeichnen, doch sind auch noch andre Arten des Gebrauches, und wenn wir sie darnach ordnen wollen, wie sie einen größeren oder geringeren Anspruch auf Duldung haben, so werden wir zuerst

a. den Gebrauch als Trennungszeichen zwischen zwei Vocalen besprechen. In der älteren Sprache pflegen vocalisch auslautende Stämme, wenn eine vocalische Endung antritt, meistens ein w oder j vor der Endung einzuschieben, z. B. kuo Pl. küeje, sê Gen. sêwes, bluo Inf. blüejen, ruo Inf. ruowen. Meistens gehört dieser Buchstabe zum Stamm oder zur Bildungssilbe des Wortes, bisweilen ist er aber rein

euphonischer Zusatz, um den Missklang der zusammenstoßenden Vocale zu vermeiden. Doch zeigt sich schon früh seinem flüchtigen Charakter gemäß ein stetes Schwanken in dem Gebrauche; nicht nur daß er im Auslaute und vor Consonanten immer verschwindet, auch im Inlaute muß schon in früher Zeit die Aussprache unsicher gewesen sein, denn w und j wechseln häufig schon im Ahd. in denselben Wörtern z. B. kràwa und kràja (Krähe), nàwan und nàjan (nähen), und bisweilen tritt sogar auch ein h dafür ein z. B. màhan und màjan (mähen). Während der Uebergangsperiode aus dem Mittel- ins Neuhochdeutsche gieng ihre Aussprache aber ganz verloren und sie verschwanden somit auch aus der Schrift, nur daß viele Wörter, besonders Verba, zum Ersatz den damals ebenfalls unsicher gewordenen Buchstaben h einschoben. Da in ihnen das h also zum Ersatz für einen andern Buchstaben eingetreten ist, so hat man es neuerdings vom sprachgeschichtlichen Standpunkte in der Regel als wohlberechtigt angesehen, und auch in der ersten Auflage dieser Schrift ist dies geschehen. Gleichwohl sprechen manche Bedenken dagegen; denn es bleibt stets eine Anomalie daß w und j auf solche Weise in den h-Laut übergehen, und darum möchte es zweifelhaft sein, ob jenes h damals, als es zuerst eintrat, auch wirklich noch gesprochen wurde oder ob es nicht vielmehr schon damals ein bloßes Zeichen für das Auge war, das die Silbentrennung veranschaulichen sollte. Diesen flüchtigsten aller Buchstaben so zu verwenden lag nahe, und nicht bloß gleichzeitige Schriften thun dies sondern sogar schon aus dem Althochdeutschen, wo h doch noch einen bestimmteren Charakter hatte, sind zahlreiche Beispiele in einzelnen Handschriften überliefert. Auch muß uns die Inconsequenz befremden daß säen neben mähen ꝛc. steht, obgleich es eben so gut ein j hatte, daß wir Frauen, bauen, reuen u. v. a. und nicht vielmehr Frauhen, bauhen, reuhen schreiben, da auch hier ein w ausgefallen ist. Denn wäre wirklich ein lautlicher Uebergang

von w und j zu h der Grund dieser Erscheinung, so würden nicht solche willkürliche Ausnahmen daneben stehen; nur Schreibverwirrung kann solche Inconsequenz erklären. Aber sei dem wie ihm wolle, eine bloße Rücksicht auf das Auge war es jedenfalls, wenn man das h nun ferner auch in solchen Formen und Ableitungen beibehielt, wo seine Aussprache geradezu unmöglich war, also im Sing. Kuh, früh in drehte, glühte, Frühling u. a.; denn da im Auslaute und vor Consonanten weder h noch j und w gesprochen wurden, so konnte nur das Streben schuld sein den Stamm des Wortes, wozu man h mitrechnete, dem Auge möglichst unverändert vorzuhalten. Unserm jetzigen Standpunkte kann indessen dieser weitere Uebergriff nicht mehr störend sein, weil für uns der Buchstabe auch schon zwischen zwei Vocalen stumm ist und nur für das Auge existiert. Freilich pflegen Sänger und auch wohl Redner in ihrem allzu ängstlichen Streben schriftgemäß zu sprechen das h in mähen drehen hören zu laßen, aber es thut niemand, der die Aussprache seiner Muttersprache aus dem mündlichen Verkehre erlernt; auch wird der Dichter unbedenklich säen Seen darauf reimen. — Bei dieser bloß graphischen Bedeutung des h kann es uns endlich nicht wundern, wenn wir es auch in einigen zweisilbigen Wörtern eingeschoben finden, die im Mittelhochdeutschen einsilbig waren und gar kein w oder j hatten, z. B. gehen gên.

Die Wörter, in welchen ursprünglich ein w oder j stand, sind blähen, blühen aber Blume Blüte, brühen aber vgl das verwandte brauen, drehen Draht, drohen aber dräuen aus dröuwen, Ehe ê od. ęwe, froh fröhlich, früh Frühling, glühen aber Glut, Krähe, Kuh, mähen Mähder Mahd oder beßer Mat (mât), mühen aber müde, Muth, nähen Naht aber Nadel, roh, ruhen Ruhe quiescere aus ruowjan, sprühen sprüejen aber Sprudel, Stroh, Uhu ahd. ûvo mhd. hûwe verw ist Schuhu, Wehe, wehen aber Wedel, Weiher vivarium mhd. wiwâri.

Zur Silbentrennung ist h eingeschoben in ehe eher, gehen, bejahen, Lohe mhd. lô in Gerberlohe, stehen.

b. Der Gebrauch als Dehnungszeichen. Während das silbentrennende h noch die grammatische Bedeutung hat daß es an frühere organische Laute, die vor ihm dastanden, erinnert und durch die Scheidung der Silben immerhin noch etwas zur Deutlichkeit beiträgt, so erweist sich das dehnende h grammatisch als durchaus falsch und vom phonetischen Standpunkte als ganz überflüßig. Denn die Grammatik erlaubt nicht Buchstaben zu schreiben, die nicht zum Worte gehören noch je dazu gehört haben, die phonetische Schreibweise verlangt nicht daß die langen Vocale bezeichnet werden, wenn schon die kurzen, wie wir bald sehen werden, hinlänglich erkennbar gemacht sind. Da indes eine radicale Tilgung dieses h, was an und für sich das Wünschenswertheste wäre, weder durchgeführt werden kann noch auch durchgeführt werden darf, weil die Verwirrung, welche dadurch in der Schule und im Gerichte, im Handel und Wandel, in Schrift und Druck hervorgerufen würde, viel störender und unerträglicher wäre als der abzustellende Fehler, so wird es uns zur Pflicht uns mit der Verbeßerung auf die Wörter zu beschränken, in welchen der Usus schon ein Schwanken hat aufkommen laßen.

In folgenden Wörtern behauptet das Dehnungs-h seinen Platz: Ahle, Ahm oder Ohm, Ahn, ahnden, ahnen, ähnlich, Bahn, Bahre, Bohne, bohren, Buhle, Bühne, Bühre in Kissbühre niederd. f. Zieche, dehnen, Dohne, Draht v. drehen, daher beßer als Drath, Drohne, Ehre, fahl, Fahne, fahren Fahrt Gefährte aber Hoffart aus hôchvart hoffärtig, fehlen, Fohlen, Frohne Frohnleichnam, fühlen, führen, gähnen, begehren, Hahn, Huhn, hehlen, hehr, hohl Höhle, Hohn, ihm ihn ihr ihro ihnen, Jahr, kahl, Kahm, Kahn, Kehle, kehren, in beiden Bedeutungen mhd. kern u. kêren, Kohl aus lat. caulis, Kohle, kühl, kühn, lahm, Lehm, lehren, Lohn, Mähder, mahlen malan Mehl Mühle, mahnen, Mähne, mehr, Mohr

aus lat. Maurus, Muhme, Naht v. nähen, daher beßer als Nath, nehmen, ohne, Ohr Oehr aber Oese, Pfahl aus lat. palus, Pfuhl aus lat. palūs, Pfühl aus lat. pulvinar?, Rahm, Rahmen, Rohr, Ruhm, Ruhr rühren, Sahne, Sehne aber richtiger Senne, sehnen, sehr, Sohle des Fußes, Sohn, Sühne versöhnen, Stahr, stehlen, Strahl, Stuhl, Uhr aus hora, Wahl, wähnen Wahn wânjan, wahr wâr daher auch wahrlich wahrhaft Wahrheit, währen d. i. dauern, bewähren, gewähren d. i. bewilligen, wehren Wehr, wohl Adj. u. Adv., wohnen, gewöhnen, wühlen, Zahl, zahm, Zahn, zehren.

Ihnen reihen sich einige Wörter an, welche schon in der älteren Sprache ein h hatten, aber an einer andern Stelle. In der ersten Ausgabe dieser Schrift wurde daher auch nach dem Vorgange der meisten Neuern der Buchstabe in ihnen als berechtigt angesehen, indem angenommen wurde daß das h umgestellt sei. Streng genommen ist dies aber falsch, denn wenn das mhd. h in einem Worte aufhörte gesprochen zu werden, so konnte es entweder ausfallen, wie in schielen schilhen, quer twerh, oder es konnte, wie in den S. 47. aufgeführten Wörtern, als stummer Buchstabe stehen bleiben, wo es dann als ein Rest der älteren Sprache die verdiente Duldung fand. Wenn es aber statt dessen an einer andern Stelle des Wortes auftreten will, so ist das eine Entstellung oder Schreibfehler, welcher von keiner Orthographie, auch der historischen nicht, gebilligt werden darf. Oder wird jemand wagen anzunehmen daß Formen wie befehlen Föhre jemals gesprochen worden seien, also etwa befechlen Föchre? Wir verwerfen die Formen so gut, wie wir jetzt schiehlen u. quehr verwerfen würden. Endlich ist aber jene Erklärungsweise wohl nicht einmal richtig, sondern, wie auch Andresen meint, es ist wahrscheinlicher daß das h einfach ausgefallen ist, nachdem es in der Aussprache untergieng, und ohne Rücksicht hierauf an einer andern Stelle als Dehnungszeichen neu eingeschoben ist. Die Wörter sind: befehlen bevelhen empfehlen, Föhre vorhe, Mähre d. i. Pferd march aber ohne h Marstall u. Marschall, Möhre od. Mohrrübe morche (vgl. Morcheln), Sahlweide salhe.

In folgenden schwankt größtentheils die Schreibweise und verdient daher die Form ohne h den Vorzug; bei einigen unter ihnen ist auch eine nothwendige Rücksicht auf Abstammung und auf gleichklingende Wörter entscheidend. gebüren Gebür, gären gar Adj. u. Adv., Kran

v. Kranich, küren Willkür Kur daher auch kören Körung, Leikauf od. Leitkauf litkouf d. i. Weinkauf, malen d. i. mit dem Pinsel málôn, Mal einmal, Denkmal, Märe Märchen, Melthau miltou d. i. Honigthau, Sole d. i. Salz, Ulane Poln. ulan, Veme od. Feme, Walplatz Walstatt v. wal d. i. Schlacht (Walküre), waren gewar warnehmen Warzeichen v. war d. i. Beachtung und nicht zu verwechseln mit wahr wâr, Wergeld Werwolf v. wer Goth. vair d. i Mann

c. Ueber th in deutschen Wörtern. Diese Buchstabenverbindung kann zu derselben Zeit auf, als der Gebrauch des Dehnungs-h um sich griff, und trug viel dazu bei die Verwirrung noch größer zu machen. Die Anregung dazu ward von den lateinischen Wörtern griechischer Abkunft gegeben, in welchen man ein th und rh fand, die im Deutschen nur wie t und r ausgesprochen wurden. Denn nun begann man dieser Analogie folgend auch in deutschen Wörtern jenen schwankenden und todten Buchstaben besonders gern an andre Consonanten zu hängen, nicht nur an t und r nach der Analogie griechischer Wörter sondern im 15. Jahrh. auch an k und j *). Das letztere kam indes bald wieder ab, und auch bei r ist jetzt das h wieder verschwunden mit Ausnahme der geographischen Namen Rhein und Rhone, welche durch die latinisierten celtischen Formen Rhenus und Rhodanus geschützt werden, und des niederdeutschen Rhede, in welchem aber die nicht ganz abgekommene, auch im Holländischen übliche Schreibweise Reede unbedenklich den Vorzug verdient. Bei t setzte sich dagegen das h immer fester. Ein jeder Grammatiker misbilligte dies zwar und

*) Zwar hatte auch die deutsche Sprache, abgesehen vom Gothischen, einst dialektisch ein th und dh als Erweichungen von t und d, doch gieng dies schon mit dem Ahd. unter und hat sich höchstens in einzelnen Eigennamen wie Lothar Lothringen, Kärnthen erhalten. Im 15. Jahrh. war sicherlich das Bewußtsein von einem solchen Laute, vergleichbar dem griechischen ϑ und dem englischen th, längst entschwunden.

war der Meinung daß dieser Buchstabe, „der immer hinden und vorne sein will“ (Schottel) und doch „der Sprache gar keine Hilfe thut“, nur im Anlaute der Wörter geduldet werden dürfte, doch die Setzer blieben unerbittlich und druckten ihn nach wie vor. Dabei war so wenig Consequenz daß wir Thon Tohn und Ton in derselben Bedeutung, Taht und That, Abtheilung Mitteilung Teihl u. a. m. in den Drucken des 17. Jahrhunderts dicht nach einander lesen können. Eine Festigkeit haben wir auch hierin erst dem vorigen Jahrhundert zu verdanken; dabei wurden th förmlich zu Einem Buchstaben vermählt, den Heyse für einen eigenthümlich dehnenden Laut, andere wie Becker sogar für einen aspirierten Laut erklärten, der freilich nur noch von einem sehr feinen Ohre wargenommen werden könnte, ein interessantes Beispiel, wie Einbildung die eignen Sinne täuschen kann.

Dieser Irrthum wird nun wohl bald nicht mehr vorkommen; statt dessen wird die Regel lauten: das Dehnungs-h pflegt, wenn ein t in der Silbe steht, nicht hinter dem Vocal zu stehen sondern sich dem t anzuhängen; ausgenommen sind die Wörter Draht, Naht, Fahrt wegen ihrer Abstammung und die Wörter mit st z. B. Stuhl. Wenn wir mit dieser Regel auskämen, so wären wir mit th wenigstens nicht schlimmer daran als mit dem Dehnungs-h überhaupt, und würden uns deshalb auch hier darauf beschränken theils bei schwankenden Formen der einfachen wieder den Vorzug zu geben theils in solchen Wörtern das h wegzulaßen, wo die Ungehörigkeit besonders offen zu Tage liegt. Aber jener Regel widersprechen erstens die Wörter Wirth und Thurm, welche einen kurzen Vocal haben; da sie jetzt die einzigen ihrer Art sind (Furt wird wohl kaum noch mit h vorkommen), so hat die hannoversche Conferenz gewagt den widersinnigen Buchstaben in ihnen zu streichen, und hoffentlich wird es Beifall finden. Zweitens haben viele Silben ein th, welche einen Diphthong oder eine schon

bezeichnete Länge enthalten. Allein stehend ist Miethe miethen, wo die einfachen Formen Miete mieten sich um so leichter wiederherstellen laßen, als sie schon seit länger nicht ganz ungebräuchlich sind. Aber daneben bleibt noch eine Reihe von Wörtern mit anlautendem th, wie Thau Thier, deren Verbeßerung größere Schwierigkeit findet, weil ihrer viele sind und die Weglaßung des h ihnen ein so fremdartiges Aussehen geben würde daß es das Auge störte. Sogar Weinhold wagt deshalb noch nicht sie anzutasten. Darum werden sie wohl als eine Anomalie in der Sprache bleiben müßen, durch nichts geschützt als durch den Usus, bis vielleicht auch dieser es zuläßt daß ihre Reihe immer mehr gelichtet wird.

Diese mit th anlautenden Wörter mit schon bezeichneter langer Silbe sind: Thau tou im Gegensatz zu dem niederd. Tau, Theer holländ. teer, vertheidigen von tagedinc teidinc, Theil teil aber Drittel ꝛc. Urtel, theuer tiure, Thier tier, und das aus dem Chinesischen stammende Thee, dessen h vielleicht fremden Ursprungs ist (vgl. franz. thé).

Zur Dehnung ist h hinzugefügt in Unflath, Fluth, Gothen, Koth, Kothe Kothhaus, Loth, Meth, Muth, Noth, Pathe abstammend v. lat. pater, rathen Rath, verschieden von Geräthe Heirath heirathen Hausrath Unrath, roth, Ruthe, Thal, Thaler, Thor Thür, Thran, —thum z. B. in Irrthum ursprünglich ein selbständiges Substantivum tuom d. i. Recht, thun, Thunfisch, Werth, Witthum widamo (widmen), Wuth. — Hieran schließen sich noch drei Wörter mit sog. umgestelltem h: Athem ahd. abatum aber schon mhd. âtem, Thon aus tâhe, und Thräne; in dem letzteren ist das th aber wohl weniger dem ursprünglichen h im mhd. trehene als dem Einfluße des griech. θρῆνος zu verdanken.

Ohne h sind zu schreiben: Abenteuer aus franz. aventure, Blüte, Furt, Glut, Grat Gräte, Hantierung, Heimat, die Hut v. hüten, Kartaune aus quartana, Kartause aus chartreuse, Komtur = commandeur, Lazaret = franz. lazaret v. Lazarus, löten, Lotse, Maut, Miete, Monat, Partei Partie aus franz. partie, Ried nicht Rieth ahd. riod, rotwelsch das mit roth nichts zu

thun hat, Spat, Turm aus turris, Wirt, Zierat zierôt dessen Verwandtschaft mit Rath mindestens zweifelhaft ist. Vor falscher Ableitung von Muth müßen sicher gestellt werden Armut aramôdi, Wermut verw. mit engl. wormwood doch ungewisser Abkunft, Wismut od. Bismut wisemat, ital. bismuto.

Die Bezeichnung der Kürzen.

Schon oben war gesagt wie die überflüßige Bezeichnung der langen und kurzen Vocale zugleich und ferner die inconsequente Durchführung beider Weisen darin ihre Erklärung fänden, daß beide ursprünglich einem ganz andern Zwecke gedient hätten und erst später zu bloßen Quantitätsbezeichnungen herabgesunken wären. Wie wir dies bei den beiden hauptsächlichsten Mitteln zur Bezeichnung der Längen, dem ie und dem Dehnungs-h, nachgewiesen haben, so ist es auch klar von dem, welches die kurzen Vocale bezeichnet, der Verdopplung der folgenden Consonanten (können, kann, Wetter), von der jetzt die Rede sein soll.

Zuerst entstand sie durch Assimilation, eine Erscheinung, die in allen Sprachen eine Rolle spielt und selbst der ältesten unter den germanischen, der gothischen, durchaus nicht fremd ist, vgl. vissa aus vit-da (wußte), die Dativendung amma aus asma. So ist im Deutschen Stimme aus stimna entstanden, verdammen aus verdamnen, Elle aus elina elna, irren aus goth. airzjan, hatte aus habele, das mm der Wörter Lamm, stumm, dumm, Kamm, krumm, Imme, klimmen, Kummer, Zimmer aus mb oder mp. Besonders häufig gieng j in den vorhergehenden Consonanten über, wenn es zur Bildungssilbe von Substantiven und Verben gehörte, Wille willo aus goth. vilja, Henne aus hanja, nennen aus namnjan, wirren aus werjan, sperren aus sparjan, gesellen aus saljan, stellen aus staljan, retten aus ratjan und viele andere.

Aber schon in den frühesten Zeiten trat daneben eine unorganische Verdopplung ein, um dadurch die Consonanten stärker hervortreten zu laßen. Im Althochdeutschen geschah dies selten und nach kurzen und langen Vocalen, im Mittelhochdeutschen nur nach kurzen, aber viel häufiger als in der früheren Zeit, weil man es auch zuweilen als Mittel gebrauchte, um einer von Natur kurzen Silbe den Werth einer langen zu geben *). Zwar müßen wir einsehen daß durch diese Verdopplung wohl eine längere aber nicht eine doppelte Aussprache des Consonanten bewirkt wird, denn so gewiſs ich in dem Worte M i t t e nur einmal die Zunge gegen die Zahnwurzel drücke und wieder zurückziehe oder in k o m m e n nur einmal die Lippen schließe und wieder öffne, eben so gewiſs spreche ich auch nur Einen Laut. Aber eine Berechtigung formeller Art läßt sich gleichwohl für die doppelte Schreibung finden. Denn wir fühlen daß, während der Consonant nach einem langen Vocale sich im Inlaute nur an die folgende Silbe anlehnt (V a - t e r), er nach einem kurzen gerade mit diesem in eine enge Verbindung tritt und so gewisser-

---

*) Die sogenannte Positionslänge der klassischen Sprachen kann damit wohl verglichen werden, doch darf man nicht meinen daß die Alten zur Erlangung solcher Längen die Consonanten willkürlich verdoppelt hätten. Wenn Homer einen kurzen Vocal vor einem einfachen Consonanten in der Arsis des Verses lang gebrauchen wollte, so pflegte er ihn in den entsprechenden langen Vocal, α in η, ε in ει ꝛc., zu verwandeln, nur vor liquiden Buchstaben ließ er ihn zuweilen unverändert. Da im letzteren Falle der Vortragende sich genöthigt sah, um das Zeitmaß auszufüllen, länger als sonst auf dem folgenden Consonanten zu verweilen, so schrieb man diesen später vielleicht doppelt. So pflegt man Formen wie ἔννεπε, ἔλλαβε zu erklären, obgleich dabei noch fraglich ist ob sie nicht auf Assimilation des ν u. λ mit einem verschwundenen Gutturalbuchstaben zurückgeführt werden müßen. Aber man hüte sich in diese jedenfalls nur sehr seltene Erscheinung die im Griechischen äußerst beliebte Assimilation hineinzuziehen, wie F e l d b a u s c h (üb. d. histor. Begründung d. deutsch. Rechtschreibung. Päd. Revue 1855.) thut, indem er ποικίλλω ἀγγέλλω als Beispiele aufführt. Vgl. Ahrens, griech. Formenl. Anhang I.

maßen die doppelte Aufgabe hat die eine Silbe zu schließen und die andre zu beginnen (Mut-ter), was man immerhin durch die Verdopplung bezeichnen kann *). Dies lag im Mittelhochdeutschen um so näher, weil man in der Aussprache der Wörter mit einfachem und doppeltem Consonanten z. B. sit-e und drit-te noch einen Unterschied machte. Dabei pflegte man das tonlose e in den Flexionen nur dann hören zu laßen, wenn in der vorhergehenden Silbe ein langer Vocal war oder wenn mehrere Consonanten dazwischen standen, so daß einer derselben zu der Endsilbe mit hinübergezogen werden konnte (rî-te, min-ne, bin-de); stand aber ein einfacher Consonant mit vorhergehendem kurzem Vocale davor, so verschluckte man die Silbe meistens ganz (ih wer-(e) gewähre, der sit-(e) Sitte). Da man nun im Verse, je mehr die zweisilbigen Reime aufkamen, die kurzen Endsilben schwerer entbehren konnte, so ließ man sie auch in dem letzteren Falle zuweilen hören und schrieb dann den vorhergehenden Consonanten doppelt, um zu bezeichnen daß er wie ein doppelter nicht bloß die eine Silbe schließen sondern auch die zweite beginnen sollte (him-mel, mit-te neben him-el, mit-e). Es war also weniger das Streben die schon betonte Silbe noch schärfer

*) Hier mag gelegentlich bemerkt werden daß an den Zeichen ck und tz, welche statt der Verdopplungen kk und zz seit Alters in Gebrauch sind, häufig Anstoß genommen ist. Es ist nicht zu leugnen daß sie neben den übrigen Verdopplungen als eine Anomalie dastehen, besonders weil sie auch consequenter Weise nach Art aller zusammengesetzten Buchstaben beim Abbrechen nicht getheilt werden, also Sä-cke, Sä-tze dagegen Ham-mer hat-te. Aber sie sind gleichwohl phonetisch unverwerflich, und insbesondere hat noch das richtige Gefühl mitgewirkt daß bei z in seiner jetzigen Aussprache als einem zusammengesetzten Laute (t + s) nur die Verdopplung des ersten der beiden Laute erträglich wäre, also nur tts d. i. tz, nicht aber tsts d. i. zz, was zu einem Laute wie etwa in den rasch gesprochenen Worten du hätt'st sie führen würde. Wozu aber überhaupt an dem Aeußeren der Schriftzeichen ohne Noth etwas ändern?

hervorzuheben als vielmehr einen stummen Buchstaben hörbarer zu machen, und dem entsprechend pflegte man im Mittelhochdeutschen die Verdopplung auch nur zwischen zwei Vocalen von denen der erste kurz war, anzuwenden. Aber das fünfzehnte Jahrhundert, mit welchem überhaupt die Verwilderung über Sprache und Orthographie hereinbrach, zeigt uns auch hierin schon alle die Misbräuche, die dann fast vier Jahrhunderte lang regellos in unsrer Sprache geherscht haben. Da finden wir die Verdopplung im Auslaute wie im Inlaute der Wörter, vor Vocalen und vor Consonanten angewandt, am weitesten aber bei den Buchstaben z, f, k, deren einfache Gestalten in vielen Büchern jener Zeit nur noch im Anlaute der Wörter zu finden sind. Luther schreibt auff, kopff, kurtz, dancken, werck, inn, handt u. a. m. Diese Misbräuche sind jetzt zum Theil beseitigt und besonders ist der falsche Gebrauch von ff, tz, ck, dt beschränkt; nur unsre Familiennamen geben uns noch zahlreiche Beispiele der alten Weise z. B. Schultz, Bernstorff, Schwencke, Wendt. Dagegen verdoppeln wir mit weit mehr Consequenz, als es früher geschah, nach jedem kurzen Vocale, wenn der Ton darauf liegt und ein einfacher Consonant darauf folgt, sei es im Inlaute oder im Auslaute.

Eben diese letztgenannte Consequenz ist es aber, welche die so gebrauchten Buchstaben zu bloßen Zeichen herabwürdigt. Denn schon oben wurde bemerkt daß nur zwischen zwei Vocalen die Verdopplung eines Consonanten sich vielleicht phonetisch rechtfertigen läßt (wollen, können); im Auslaute aber oder, was dasselbe ist, im Inlaute vor Consonanten (will, kann; gewollt gekonnt) pflegt unsre Zunge nie einen Unterschied zwischen dem einfachen und dem doppelten Consonanten zu machen (vgl. kann — an, fällt — Welt). Höchstens geschieht dies vor Consonanten bei r, dem grobkörnigsten aller Buchstaben (harrt — hart, knurrt — Furt), um die Elision des e hören zu laßen, und hier vielleicht auch nur dialektisch. Der

Grund dieses Misbrauches der Verdopplung war zunächst nicht das Streben die Kürze des Vocales dadurch zu bezeichnen *), sondern eine andre, schon oben erwähnte Regel, die sich allmählich während der Zeit der Sprachunkenntnis bildete, daß der Stamm eines Wortes aus den durch Endungen verlängerten Formen gefunden würde und etwas starres und unveränderliches wäre. Da nun gerade in den verlängerten Formen gönnen, sollen, Dämme, Narren, schaffen, knapper, Stöcke, matter die Verdopplung des Consonanten nach alter Weise eintritt, so glaubte man, auch sie gehörte mit zum Stamme, und schrieb, weil man mit diesem Stamme keine Veränderung vornehmen zu dürfen glaubte, gegönnt, soll, Damm, Narr, schafft, knapp, Stock, matt. Diese Regel gibt u. a. Schottel, aber wenn sie auch nirgends ausgesprochen wäre, so liegt sie doch in den Veränderungen, welche unsre Schreibweise von Luther an bis ins vorige Jahrhundert allmählich vornimmt, und vorzüglich in der seit Heyse festgestellten Form so entschieden ausgedrückt daß wir sie unbedenklich herausnehmen können. Auch darf uns dies nicht wundern, denn je schwächer das Sprachgefühl wird, und je weniger man sich des inneren Baues der Sprache bewußt ist, desto unbequemer wird die Mannigfaltigkeit der Formen und desto mehr strebt man darnach die Formenbildung auf die einfachste Weise zu beschränken, wo die Flexionen an den unveränderten Stamm mechanisch angesetzt und wieder abgenommen werden.

---

*) Freilich sagt schon Oelinger (1574): consonantes geminantur ad corripiendam syllabam, aber dies kann sich eigentlich nur auf die Verdopplung zwischen Vocalen beziehen, denn ihr Gebrauch vor Consonanten und im Auslaute war damals noch durchaus nicht regelmäßig und wurde von den Grammatikern noch im allgemeinen verworfen. Wenn sie vorkam, so war es in jener regellosen Weise, wie die oben angeführten Beispiele aus Luther zeigen, „zum Schmucke und zur größeren Fülle der Wörter.“

Diesen in der Sprache herschenden Grundsatz müßen wir vom wißenschaftlichen Standpunkte aus natürlich verwerfen, aber zugleich auch anerkennen daß er sich in Bezug auf die Verdopplung der Consonanten zu einer Geltung durchgearbeitet hat, die wir im allgemeinen nicht anfechten dürfen, wenn wir bei der Regelung der Schreibweise überhaupt auf das Bestehende Rücksicht zu nehmen gesonnen sind. Die Regel, zu welcher er führt, lautet: 1. Für die Schreibung der Verbalformen ist die des Infinitivs, für die Schreibung der Nomina die des Genitivs oder des Plurals maßgebend, und 2. die Schreibung der Stammwörter wird in denjenigen Ableitungen, welche durch Anhängung tieftoniger Bildungssilben geschehen, und in den Zusammensetzungen unverändert beibehalten.

Der erste Theil ist bei allen Stammsilben der Verba der schwachen Conjugation und der Nomina so entschieden durchgeführt, daß es keinen Werth hat etwa bei dem einzigen Worte Brett, welches vermuthlich wegen schwankender Aussprache auch die Schreibung Bret bietet, die einfachere Form zu schützen. — Aus der Regel ergibt sich aber, weshalb die Wörter Glas, Gas, Hof, Bischof und ferner die Buchstaben b, g, d im Auslaute nie verdoppelt werden; die maßgebenden Formen verlangen eben die einfachen Formen, weil der Vocal in ihnen lang geworden ist (Gläser, des Gases, Hofes, Bischöfe, mag — mögen, Rad — Räder, Tag — Tage, Stab — Stäbe). Ein andrer Grund, weshalb auch früher, als jene Formen noch kurz waren, die Verdopplung von b, g, d nicht aufkam, beruht aber in der Eigenthümlichkeit dieser Buchstaben daß sie im Auslaute in der Aussprache zu p, k oder ch, t werden. Würden sie nun verdoppelt, so würde dadurch ihre eigentliche, weiche Natur nur noch mehr hervorgehoben, was uns bei unserm Streben zu schreiben, wie wir sprechen, unerträglich wäre; man denke Stabb Radd Tagg gesprochen Stap Rat

Tach. Man griff darum auch wohl zu dem Auswege statt der Verdopplungen bp, gk, dt zu schreiben, doch ist dies jetzt wieder verschwunden mit Ausnahme von dt, wovon bei den einzelnen Consonanten noch mehr die Rede sein wird. — Endlich werden die Buchstaben ch, ß und sch, obgleich sie einfache Laute vertreten, nie verdoppelt, weil ihre Form schon eine zusammengesetzte ist. Zwar hat man im 17. Jahrh. auch versucht zwisschen Sachchen machchen zu schreiben, aber es kam nicht recht auf; und mit Recht, weil die Verdopplung lediglich für das Auge ist, sich also nicht darnach zu bestimmen braucht, wie der Laut beschaffen ist, sondern ob das Zeichen ihrer bedarf oder nicht *). Ueber ß noch ausführlicher bei den Consonanten.

Aber die consequente Durchführung der ersten Regel beschränkt sich auf die Stamm- oder betonten Silben, sie hört auf bei den tieftonigen Silben, d. h. solchen, welche nur einen Nebenton im Worte haben. Natürlich reden wir dabei nicht von solchen, die nur durch die Zusammensetzung ihre volle Betonung eingebüßt haben und eigentlich selbständige Wörter sind z. B. Wort-stamm; denn sie fallen unter die zweite Regel und bleiben unverändert. Nur einzelne von ihnen, Bräutigam Eidam Nachtigal und Wildpret, gehören hierher, weil die Zusammensetzung bei ihnen ganz verdunkelt ist. Sonst ist hier die Silbe —in zu nennen, z. B. Königin, Freundin, dazu Pilgrim und alle Fremdwörter auf s mit tieftoniger Endsilbe z. B. Firnis, Compas, Küras, Sarras, Atlas, Fidibus, Marius, auch das Wort Iltis (ahd. illitîso). Wir fügen die Endung —nis z. B. Kenntnis hinzu, welche um so unbedenklicher diesen Vortheil der Vereinfachung mitgenießen kann, als sie nach den Erläuterungen, die unten über die s-Laute folgen werden,

---

*) Daher kann ich J. Grimm nicht beistimmen, der auch den Buchstaben f wegen seiner lautlichen Beschaffenheit im Gebrauche der Verdopplung beschränken will.

doch jedenfalls eine Veränderung erleiden muß. Alle die aufgeführten Wörter laßen vor der Flexion die Verdopplung eintreten Bräutigamme, Eidamme (aber die auf m auch mit einfachem m), Nachtigallen, Kenntnisse, Atlasse, Brutusse und würden sie deshalb auch im Auslaute bekommen müßen, wenn nicht eine Abneigung vor dem Gebrauche unnützer Buchstaben schon seit einer Reihe von Jahren bei diesen tieftonigen Silben die Regel gelockert hätte. Nur die Wörter auf tz Moritz, Kiebitz, Stieglitz und viele geographische Namen wie Lausitz, die alle fremden Ursprungs sind, halten recht eigensinnig an der Verdopplung im Auslaute fest *).

Der zweite Theil der Regel verlangt daß die Wörter in denjenigen Ableitungen, welche durch Anhängung tieftoniger Bildungssilben geschehen, und in den Zusammensetzungen unverändert ihren Stamm bewaren sollen. Vor nicht langer Zeit hatte man diese Regel auf alle Ableitungen auszudehnen gesucht und schrieb z. B. Geschäfft Geschwullst Kunnde wegen schaffen, schwellen, kennen, doch hat das Streben nach Einfachheit dies jetzt ganz verbannt, mit Ausnahme von Gewinnst st. Gewinst und wenigen andern, die trotz der Grammatik noch vereinzelt vorkommen. Mit Unrecht wird aber das nn in Kennt-nis hierher gerechnet, denn da die Silbe Kennt die umgelautete Form des Participiums kannt (gekannt) ist, so muß sie nach dem ersten Theile der Regel die Verdopplung bekommen. Ihr zweiter, welcher sich nun auf diejenigen abgeleiteten Wörter beschränkt, an welche tieftonige Bildungssilben

---

*) Die sogenannten tonlosen Silben d. h. solche, die ein kurzes tonloses e oder i zum Vocale haben und in der Aussprache fast ganz verschluckt werden, können hier gar nicht in Betracht kommen, weil sie weder im Inlaute noch im Auslaute verdoppeln z. B. golden — goldene, König — Könige. — Sonderbarer Weise thut es hier die englische Sprache bei dem einen Buchstaben l z. B. to level — levelled, leveller, obgleich sie sonst in dem Gebrauche der Verdopplung viel sparsamer ist als die unsrige.

getreten sind, ist mit großer Consequenz durchgeführt, also Hemmnis, Dummheit, Irrthum, sattsam, Schaffner, dessen Endsilbe jetzt zwar vielfach tonlos ist, in Norddeutschland aber doch ihre ursprüngliche Länge noch ziemlich rein bewart hat, Herrschaft, herrlich u. a. Ausnahmen sind nur die drei Wörter Hoheit Roheit Rauheit, die schon seit lange ihr stummes h eingebüßt haben. — Nach der andern Seite hin ist das einzige Wort, welches dieser Regel widerspricht, das auf eine tonlose Bildungssilbe ausgehende herrschen; wir müßen in ihm das einfache r wieder herstellen, also herschen, nicht weil es ahd. hêrisôn heißt und von hêr abstammt, denn von diesem wird es jetzt durch die Verkürzung des Vocales und die schärfere Abgrenzung der Bedeutung getrennt und statt dessen, gleichwie Herrschaft und herrlich, dem verwandten herre genähert, sondern weil die Bildungssilbe —schen tonlos ist; vgl. Kunde von kennen Spindel von spinnen, triftig von treffen.

Der innere Grund, weshalb vor jenen tieftonigen Bildungssilben der Stamm unverändert bleiben soll, liegt darin daß solche Wortbildungen viel Aehnlichkeit mit zusammengesetzten Wörtern haben, ja in ihrem Ursprunge meistens mit ihnen zusammenfallen. Daraus geht schon hervor daß bei den wirklich zusammengesetzten Wörtern die Regel in voller Consequenz gelten muß. Und wenn wir von den oben aufgeführten Wörtern Bräutigam &c. absehen, deren Zusammensetzung erst durch die Sprachforschung wieder richtig aufgefunden ist, so treffen wir auch in der That keine Ausnahme weiter. Nur eine Consequenz von der Regel ist es, wenn wir auf die Schreibung von Walfisch Walrath Walross, Walnuß, Damhirsch dringen, weil die Stämme dieser Wörter, die sich übrigens in unsrer Sprache sonst nicht finden, den einfachen Buchstaben haben; ebenso Dambrett, das statt Damenbrett vorkommt. — Der einzige Fall, welcher noch erwähnt werden muß und einer Bestimmung bedarf,

ist das Zusammenstoßen dreier gleicher Consonanten, welche eintritt, wenn die auslautende Verdopplung mit demselben Consonanten als Anlaute des folgenden Wortes zusammentrifft, wie in Schwimm-meister, Bett-tuch, Schiff-fahrt. Vom phonetischen Standpunkte aus ist diese Triplicierung der Consonanten natürlich unerträglich, aber auch grammatisch spricht nichts dafür als die Consequenz einer willkürlichen Regel. Aber wenn auch diese Regel, daß die Verdopplung auch auf den Auslaut der Wörter übergehe, wegen des festen Usus von uns geduldet wird, so sind wir doch nicht gezwungen auch alle Unformen zu billigen, die daraus erwachsen. Wir haben dagegen eine andre Regel, welche in fast allen Sprachen herscht und auch im Deutschen vor dem 15. Jahrh. wohl keine Ausnahme erlaubt hat, daß von drei gleichen Consonanten, die zusammentreten würden, stets der eine wegbleibt. Man vergleiche Mittag dennoch und andre Zusammensetzungen aus älterer Zeit. Es hat darum auch bis jetzt allgemeine Billigung gefunden daß die hannoversche Conferenz diese ebenso zweckmäßige wie richtige Bestimmung wieder aufgestellt hat. Zum Beweise daß sie auch schon längst von deutschen Grammatikern erkannt und nur in den letzten Jahrhunderten meistens übersehen ist, möge Laur. Albert (1573) dienen, welcher sagt: tres eaedem consonantes si concurrunt, poterit una brevitatis causa abjici. Es wird vielleicht zweckmäßig sein nach Alberts Vorgange auch die Möglichkeit der Triplicierung offen zu laßen, damit sie als Nothbehelf angewendet werden kann, wenn sonst Zweideutigkeit oder Dunkelheit zu befürchten ist.

Alles bisher Gesagte und besonders die beiden aufgestellten Regeln bezogen sich nur auf diejenigen Silben, welche durch Flexionen und Ableitungen einer Veränderung ausgesetzt sind, anders ist es mit den flexionslosen Wörtern und Partikeln und denjenigen inlautenden Silben, welche keine Veränderung erleiden können. Nur die Hauptregel daß ein jeder einfache Conso-

nant verdoppelt wird, wenn er eine kurze betonte Silbe schließt und ein Vocal ihm folgt, ist ohne Ausnahme beachtet, also immer, innen, mannigfach, dessen, wessen. Aber im Auslaute, wo bei den flexionsfähigen Wörtern aus grammatischer Rücksicht die Verdopplung geboten war, haben die übrigen sie nicht eintreten laßen, wie das auf S. 34 gegebene Verzeichnis ausweist. Ausgenommen sind nur die Präpositionen statt und trotz, welche eigentlich Substantiva sind und darum auch ein Recht auf substantivische Schreibung haben, und die vier Wörter dann, wann, denn, wenn, die aus den Formen danne wanne etc. durch Abstoßung des e entstanden sind. Wenn diese Herkunft sie auch nicht ganz rechtfertigt, da der alten Regel nach mit dem einen e auch ein n wegfallen mußte, so schützt sie doch der Usus gewiss auf eine unangreifbare Weise.

Desgleichen kann auch die Verdopplung vor einem zweiten Consonanten nicht vorkommen, wenn dieser mit zum Stamme gehört und so die unmittelbare Berührung der Flexionen verhindert, z. B. halten, hart, Kante, dagegen sie hallten harrten, kannten von hallen, harren, kennen. Nur ausnahmsweise schreibt man die Wörter nakt, Samt, Taft, Zimt, Zwilch, Kramtsvogel mehr oder minder häufig auch mit Verdopplung, weil sie zusammengezogen sind aus den noch üblichen mehrsilbigen Formen nacket (weniger gut aber gebräuchlicher ist nackend), Sammet, Taffet, Zimmet, Zwillich, Krammetsvogel. Dasselbe findet statt bei samt sämtlich, Wams, Witwe, deren mehrsilbige Formen sammet, Wittewe (aus witewe lat. vidua, Wittib ist nur dialektisch), Wammes nicht mehr in Gebrauch sind. Wenn wir zwischen allen drei Formen entscheiden sollen, so verdienen jedenfalls die mehrsilbigen für den Schriftgebrauch den Vorzug, denn es ziemt der Schrift nicht jeder Elision, welche sich die Zunge in der raschen Rede erlaubt, gleich willig nachzugeben. Sollen die verkürzten aber in der Schrift geduldet werden, und wegen

nakt, Samt und der vier letzten kann kein Zweifel sein, so haben wir keine grammatische Regel, welche uns zwingt die phonetisch verwerfliche Verdopplung auch hier beizubehalten. Man stelle sie nicht etwa mit Wörtern wie Verdopplung, Sammlung zusammen, die durch die Endung —ung von den Verben verdoppeln, sammeln abgeleitet sind und unter die zweite der obigen Regeln fallen. Jene falsche aber eingewurzelte Theorie von der Unveränderlichkeit des Stammes auch auf das Innere der Wörter anzuwenden widerspricht nicht nur der Entwicklung der Sprache sondern ist auch von der Grammatik bis jetzt nur hie und da versucht, nie aber angewandt. Oder will man sich etwa dazu verstehen auch Abbt, Ammt, Hanns, Sammstag zu schreiben, die doch ebenso entstanden sind? Dabei kann es auch keinen Unterschied machen, ob jene Verdopplung von Ursprung an nur zur Bezeichnung der Kürze diente oder wie in Wams, Amt, Samstag u. a. durch Assimilation entstanden ist, weil sie mit dem Verschwinden in der Aussprache nach deutschem Brauche auch ihr Anrecht auf die Schrift verloren hat.

Schließlich noch einige Bemerkungen über Fremdwörter, die gerade in Bezug auf die Verdopplung der Consonanten eine solche Mannigfaltigkeit und ein solches Schwanken zeigen daß man versucht sein könnte die Regellosigkeit hier für das eigentliche Princip zu halten. Es wird uns auch nie gelingen sie gleichmäßig den allgemeinen Regeln der Rechtschreibung zu unterwerfen, weil sie ihre Schreibweise zunächst aus der Sprache nehmen, welcher sie entlehnt sind, und nur in dem Grade, wie sie sich einbürgern d. h. deutsche Aussprache, Betonung und Flexionen annehmen, sich auch der deutschen Rechtschreibung unterordnen. Dieser Grad ist aber sehr verschieden, darum werden wir uns auch viel Mannigfaltigkeit gefallen laßen müßen, z. B. neben Skelett, Bankerott, kokett, nett, violett die Wörter Ballet, Cadet, Cabinet, Cabriolet, Fagot,

Floret, Parket, Complot, Stilet, welche die Verdopplung nur bei antretender Flexion fordern z. B. Cadetten, Cabinette. Und ebenso die Adjectiva auf ll, wie officiell, reell, die zwar meistens den Doppelbuchstaben angenommen haben, aber doch im Auslaute auch das einfache l gestatten, z. B. nominel, confidentiel, und schon deshalb immer werden gestatten müßen, weil ein jedes neu entlehnte Wort dieser Art auch die echt französische Schreibweise behalten kann. Dagegen haben wir ein Recht überall da nach den Regeln zu handeln und zu verbeßern, wo sich Unregelmäßigkeiten finden, die weder in unsrer noch in der fremden Sprache begründet sind. So kommt z. B. häufig eine falsche Verdopplung vor in Adresse, mokieren, Palisade, Pomeranze, Rakete, spazieren, Staket und fast immer in blokieren, Paket, Schafot, Stafette, welche alle den Hauptton auf dem Ende des Wortes haben. Da die tieftonigen Silben durchaus nicht regelmäßig die Verdopplung bekommen und hier dadurch außerdem dem Irrthume ausgesetzt sind für die Haupttonsilbe gehalten zu werden, so liegt gar kein Grund vor von der einfachen und aus der fremden Sprache entlehnten Schreibweise abzuweichen. Selbst die Abstammung der französischen paquet und bloquer vom deutschen packen und Block macht das ck nicht nothwendig, weil die Wörter jetzt durchaus fremde Natur und Betonung haben. Anders verhält es sich mit Bajonnett, Pommade, Commode, Perrücke, Kanneel u. a., denen schon im Französischen der doppelte Buchstabe zukömmt. — Damast und Palast haben eine zwiefache Betonung und darin auch eine Rechtfertigung der Schreibung Dammast und Pallast, da aber schwankende Formen überall lästig sind, dazu der Plural Paläste immer die zweite Silbe betont, so thun wir wohl uns auch hier lediglich an die älteren und einfacheren zu halten. — Dolmetsch aus talmudista, Dolman und Almosen dürfen wegen des folgenden Consonanten nur ein einfaches l bekommen. — Qui-

tung und Krokodil werden noch vielfach lang gesprochen und bedürfen darum der Verdopplung nicht.

II.

Fehler, welche einzelne Vocale betreffen.

Wir kommen zu den Fehlern, die durch die Verwechslung einzelner Buchstaben entstanden sind, theils gleichlautender, die aus Mangel an Sprachkenntnis verwechselt wurden wie ä und e, äu und eu, ſſ und ß, theils ähnlich lautender, die durch den Einfluß der verschiedenen Mundarten in die Gebildetensprache eindrangen und sich dann auch in der Schrift festsetzten. Die Fehler der letztern Art stammen fast alle aus den Zeiten, wo die lutherische Schriftsprache sich in Deutschland Bahn brach und dabei aus allen Mundarten nicht nur ihren Wortschatz bereicherte sondern auch in vielen Wörtern die mundartliche Form annahm. Viele dieser Formen wurden später, als die Sprache sich allmählich wieder abklärte, durch die richtigere wieder verdrängt, andere aber, die sich schon fester gesetzt hatten und vielleicht auch durch falsche Etymologien gestützt wurden, haben sich erhalten und sollen im Folgenden besprochen werden.

Der Einfluß der Mundarten machte sich vor allem bei den Vocalen geltend, und da waren es vorzüglich Ober- und Niedersachsen, welche durch ihre dumpfe Aussprache häufig auch auf die Schriftsprache einen Einfluß übten.

ü für i steht in bürschen neben birschen, flüstern, gültig neben giltig, Hülfe neben Hilfe hilfreich, Münze in Krausemünze neben Minze (mhd. minze, aber münze = moneta), schlüpferig, Geschwür, Sprüchwort neben Sprichwort, sprützen neben spritzen, Sündflut, Würde würdig, bezüchtigen neben bezichtigen. — ü für ie in Hüfthorn, trügen betrügen neben triegen betriegen, ver-

drüßlich neben verdrießlich, lügen, küren (aber richtig kiesen). Es ist nicht nöthig Wörter, wie Gebürge, Kützel, hinzuzufügen, in denen die richtige Form jetzt schon ganz wieder durchgedrungen ist. — Fast bei allen aufgeführten Wörtern liegt zwar der Grund, weshalb die falschen Buchstaben aufkamen, in der Aussprache einzelner Dialekte, weshalb sie dann aber hartnäckiger als in andern Wörtern festgehalten sind, nicht bloß in der Aussprache, die vielmehr oft trotz der Schrift das richtigere i beharrlich beibehalten hat, sondern in einer falschen Ableitung von Wörtern auf u, die entweder wie Bursch, Schwur, Münze, Sünde, Zucht gar nicht mit ihnen verwandt oder wie Trug Lug Kur nur Derivata desselben Stammes sind. — Eine richtige Nebenform ist dagegen das jetzt veraltete würken ahd. wirkjan und wurkjan.

Nicht so zahlreich und mehr zufälliger Art sind die Fälle, wo umgekehrt ein i für das richtigere ü eingetreten ist: Bimsstein aus pumex, Kissen aus coussin (in der Aussprache herscht noch Küssen vor), Knittel neben Knüttel, liederlich neben lüderlich, Linse an der Wagenachse neben Lünse, Mieder, Pilz aus βωλίτης ahd. buliz, Tittel neben Tüttel, wischen, zischen.

ö für e ist eine Trübung des e-Lautes, die besonders durch den Einfluß oberdeutscher Mundarten sich seit dem 15. Jahrh. verbreitete und jetzt noch folgende Wörter betrifft: dörren, dröschen und döschen neben dreschen, Flöz, ergötzen, Hölle (Luther schreibt noch Helle), Köder, Löffel, löschen, Möwe neben Mewe, Schöffe, schöpfen Schöpfer, schröpfen, schwören, stöhnen, wölben, zwölf (dagegen elf oder nach der alten Form eilf trotz der nach ö sich neigenden Aussprache).

ei statt äu findet sich in ereignen (Ereignis), das nicht von eigen sondern von Auge her zu leiten ist d. i. dem Auge darbieten, und darum eräugnen heißen sollte. Außerdem werden

noch genannt Schleife, das noch vielfach Schläufe gesprochen wird, und abstreifen. — Umgekehrt sind die Formen keuchen, Keuler, Reuter, gescheut neben keichen Keiler Reiter gescheit ohne Berechtigung. — Aber Heirath und das jetzt veraltete Heurath stehen gleichberechtigt neben einander, da beide Formen schon seit uralter Zeit existieren.

Wir haben so eine ziemliche Reihe von Wörtern, die durch die Verwechslung der Vocale entstellt sind, da aber der Fehler meistens nicht an der Schreibweise liegt sondern an der Aussprache, der jene nur nachgegeben hat, so meine ich nicht daß wir wagen dürfen ohne weiteres sie alle zu verbeßern. Denn wenn auch der Schrift die Aufgabe obliegt durch ihr strenges Festhalten an den richtigen Formen vor den Fehlern zu sichern, welchen die mündliche Rede unter den verschiedenartigsten Einflüßen ausgesetzt ist, so können wir doch nicht, sobald das Nachgeben einmal erfolgt und durchgeführt ist, die richtigen Formen wieder zurückführen. Viele welche ihrer Wiederherstellung das Wort reden, meinen nun zwar daß die Aussprache, die sich ja mit der Zeit immer mehr an die Schrift anzulehnen pflege, auch hier sich durch ihren Einfluß verbeßern würde; auch ist dies bei Schwankungen zwischen so nahe stehenden Vocalen, wie die besprochenen sind, besonders wenn sie Wörter betreffen, die fast nur aus Büchern gelernt werden, keineswegs unwahrscheinlich und durch die Erfahrung mehrfach bestätigt. Aber das Schlimmste ist daß vor der Hand der Widerspruch jedenfalls zu Tage liegen würde, und darum sich das schreibende Publicum wohl nicht dazu verstehen wird die alten Formen wieder in Gebrauch zu nehmen. Noch viel weniger kann aber an die Wiederherstellung von Formen gedacht werden, welche jetzt einen ganz verschiedenen Vocal angenommen haben, wie Argwahn, Wage, ahne statt Argwohn, Woge, ohne; da bei ihnen ein solcher läuternder Einfluß auf die Aussprache kaum denkbar ist, und der Zwiespalt, welcher dadurch zwischen Schrift und Aussprache entstände,

nur dem etymologischen Interesse zu gute käme, so sind sie im Vorigen ganz übergangen. — Wir beschränken uns also darauf nur bei solchen Wörtern verbeßernd einzuschreiten, bei denen die richtige Form sich neben der falschen noch erhalten hat und beide schwanken. Man schreibe also birschen, giltig, Hilfe hilfreich, Krauseminze, Sprichwort, spritzen, bezichtigen, verdrießlich, triegen betriegen. Knüttel, lüderlich, Lünse, Tüttel. Dreschen, Mewe. keichen, Keiler, Reiter, gescheit. Als eine berechtigte Nebenform ist Küssen st. Kissen anzuerkennen, die zwar noch gar nicht im Gebrauch ist und sich erst Bahn brechen muß, aber nach Aussprache und Abstammung den Vorzug verdient.

Während in den eben besprochenen Fällen die Entscheidung über die richtige Schreibweise bei unserm ersten Grundsatze war und nur bei einigen Wörtern, deren Aussprache schwankt, dem zweiten Grundsatze gemäß die Etymologie das schließliche Urtheil abgeben mußte, so werden wir jetzt zwei Verwechslungen zu behandeln haben, die vom phonetischen Standpunkte aus gleichgiltig sind und ganz dem Urtheile der Grammatik anheim fallen; es betrifft die Buchstaben ä und e und die Diphthongen ai und ei.

ä ist eigentlich nur ein andres Zeichen für das breitgesprochene e; mag auch mancher in seiner nach der Schrift gebildeten Aussprache einen feinen Unterschied zwischen hätte und Bette rc. machen, so ist dies doch weder allgemein verbreitet noch auch in der Entstehung beider Laute begründet; vgl. wer, Bär, Härchen, den, Wände, wende. Kein Wunder daß sie daher früh anfiengen in einander überzugehen und Verwirrung in die Schreibweise zu bringen. Selbst die Grammatik hat nicht immer auf die Frage, welcher Buchstabe in solchen schwankenden Formen der richtige sei, eine bestimmte Antwort, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird. — Das deutsche e hat in allen Stammsilben deutscher Wörter einen doppelten Ursprung,

theils ist es der Umlaut von a und hat einen breiten Laut, theils die Abschwächung aus i und hat einen spitzen Laut; man vergleiche legen ahd. legjan aus lagjan und sehen ahd. sehan aus sihan. Aber jenes aus a entstandene e, von dem wir zunächst reden, trat von Alters her nur als Umlaut des kurzen a ein, für â ward der Umlaut durch ae bezeichnet (hende aus hanti Hände, saelde aus sâlida Seligkeit); als nun daneben für den Umlaut von ă im 13. Jahrh. bisweilen noch ein neues Zeichen ä gebraucht ward, so hatte man drei Zeichen neben einander: ae für den langen Laut, e und ä für den kurzen (bletter und blätter von blatt) Diese Mannigfaltigkeit mußte bald zur Confusion führen, ä ward nicht bloß gleichbedeutend mit e gesetzt, was es ja auch war, und verdrängte dieses vielfach sondern vermengte sich auch mit ae, so daß schon vor dem 16. Jahrh. jeder Gebrauchsunterschied zwischen den drei Zeichen verschwunden ist. In dem Verlaufe der letzten drei Jahrhunderte hat sich dann hieran weiter nichts geändert, als daß ae oder ae jetzt ganz durch ä und e verdrängt ist und nur noch bei den großen Buchstaben gebraucht wird (Aenderung, aber auch Änderung), während ä immer mehr in dem Gebiete des e um sich griff. Zugleich bahnte sich aber auch eine Unterscheidung zwischen ä und e an, die, sowenig sie auch sprachlich begründet ist, doch seit dem Ende des 17. Jahrh. immer mehr Anerkennung fand und uns auch jetzt zur Richtschnur dienen muß. ä wird gesetzt, wo die Entstehung aus a dem Schreibenden deutlich bewußt ist und der Uebergang gewissermaßen vor seinen Augen vorgeht (Kahn — Kähne, fallen — fällt, lange — länger, schwatzen — Schwätzer, Gram — grämlich, Zank — Gezänke). Wo dagegen der Umlaut in isoliert stehenden Wörtern auftritt und nicht sogleich deutlich erkannt werden kann, da pflegt man auch das alte e beizubehalten, z. B. Vetter, Engel, Ende, kennen, deren ursprüngliches a erst die alten Formen fataro, angelus, anti, knâjan zeigen.

Ein recht klares Beispiel ist das Wort Eltern, welches als Comparativ von alt unbedingt mit ä zu schreiben wäre, wenn es nicht durch die specielle Bedeutung, die es bekommen, die deutliche Erinnerung an seine Herkunft verwischt hätte. Wir dürfen aber nicht übersehen daß diese Regel an zwei großen Schwächen leidet: erstens daß sie neu gemacht ist und daher keine Anwendung auf solche Wörter findet, die uns schon aus der Zeit vorher in fester Schreibweise überliefert sind, man vgl. z. B. Stengel, Seckel, Schelle, deren Abstammung auf der Hand liegt, mit Aehre, Märchen, Säge, deren ursprüngliches a erst aus dem Althochdeutschen oder dialektischen Formen deutlich wird, zweitens daß sie sehr unsicher ist, weil der Sprachkundige ein viel deutlicheres und lebendigeres Bewußtsein von der Abstammung der Wörter hat als der Unkundige. Sie wird indessen brauchbar, wenn wir uns in beiden Fällen eine billige Einschränkung gefallen laßen, einerseits in Bezug auf alle älteren Bildungen dem Usus folgen und nur über schwankende Formen nach Gründen entscheiden, andrerseits die Regel etwas bestimmter dahin formulieren daß durch ä der Umlaut nur in der Declination, Comparation, Conjugation und den durch bekannte Ableitungssilben gebildeten Wörtern bezeichnet wird.

Jenen schwankenden Formen würde die Grammatik eigentlich das Anrecht auf beide Buchstaben laßen müßen, wenn nicht, da eine Entscheidung nothwendig ist, die Rücksicht auf Einfachheit und höheres Alter für e spräche. Daher Bengel, Geberde, Brezel, Eltern, emsig, Erker, Ermel, Ernte, Esche, Espe, Estrich, gebe in gäng und gebe, Gerber, Grenze, Heckerling, Hering, Hermelin, Krempe krempeln, nemlich, Schemel, Gespenst abspenstig widerspenstig von dem jetzt verschollenen spanen d. i. locken, Stengel, stets stetig, welsch Welschland. Wir fügen echt hinzu, das eine Entstellung aus ehaft ist und darum viel geringere Berechtigung zu der Schreibung mit ä hat als die übrigen.

Nur aus praktischen Rücksichten verdient das ä den Vorzug in Färse

d. i. Kuh und Lärche eine Tannenart larix, um sie von den gleichklingenden Wörtern Ferse und Lerche für das Auge zu unterscheiden *).

Ganz anders steht es mit dem aus i entstandenen e, nach Grimms Vorschlage ë geschrieben, das sich früher durch die Aussprache sehr streng von dem eben besprochenen Laute schied; man vrgl. noch jetzt Segel, jener mit dem aus a entstandenen e in bequem, nemlich. Der Unterschied war aber zu fein, als daß er sich ungestört hätte erhalten können, und wenn wir schon im Mittelhochdeutschen Reime wie swëster — vester finden und bisweilen æ mit ê, der Dehnung von ë, verwechselt sehen, so dürfen wir uns kaum wundern daß jetzt nach all den Schicksalen, die unsre Schriftsprache seitdem erlebt hat, die beiden Buchstaben e den häufigsten Verwechslungen ausgesetzt sind. So sprechen wir fälschlich treten, Weg, er, der, wer, leben mit breitem e = ä, während regen movere, gegen, Beere, Heer, Meer, Wehr, die diesen Laut haben sollten, spitz gesprochen werden. Von da ist es dann nur ein Schritt weiter daß für ë sogar ä geschrieben wird. Der Grund mochte, wo nicht die bloße Verwirrung daran schuld war, eine falsche Ety-

---

*) Im Obigen ist unerwähnt geblieben daß nicht jedes aus a entstandene e ein Umlaut genannt werden kann, wenn man nemlich diesen Ausdruck auf diejenige Umwandlung beschränkt, welche durch den Einfluß eines nachfolgenden i bewirkt wird; in einigen Wörtern haben auch andre nachfolgende Vocale und besonders Consonanten denselben Einfluß geübt, was nach Grimm unter den Begriff der Abschwächung fällt. Auf diesen Unterschied wurde nun besonders von Lachmann die Forderung gegründet daß unser ä nur das umgelautete, nicht aber das abgeschwächte a vertreten dürfte. Er erklärte es demnach für falsch nicht bloß in Schemel, Ernte u. a., wo auch wir uns für e entschieden haben, sondern auch in andern, wo ä bis jetzt gar nicht schwankt z. B. Lärm von alarm, März und allen anderen Fremdwörtern. Da die Forderung auf der schwerlich beweisbaren Annahme beruht daß die Natur des ä es nicht zulaße auch die Abschwächung des a zu vertreten, so können wir ihr nicht beistimmen.

mologie sein wie in rächen, Schwäher, wo man Rache und Schwager als Stammwörter annahm. — Wir laßen hier die Wörter, in denen ein solches ä steht, folgen: Bär, gebären (gebierst gebiert), dämmern, gähnen, gären, Häher, jäten, Käfer, rächen, beschälen, schmählen, Schwäher d. i. Schwiegervater, schwären, spähen, Stärke d. i. Rind goth. stairo, wägen erwägen (wiegen), währen (langwierig), gewähren, —wärts. — Wir können den Fehler einen erträglichen nennen, weil das phonetische Princip hier gar nicht, das grammatische Gefühl nur bei dem Sprachkenner verletzt wird. Darum ist uns kaum mehr erlaubt als bei den Wörtern, wo Nebenformen auf e sind, auf diese als alleinberechtigt hinzuweisen; diese sind Heher, jeten, Schweher, Sterke.

An ä und e schließen sich die Diphthonge äu und eu, beide den ahd. iu und öu als Umlauten von û und ou entsprechend (vgl. Mäuse miuse v. mûs, schneuzen sniuzen v. snûze; ferner Bäume böume v. boum, Heu höu v. howe) und beide der Aussprache nach noch unterschiedsloser als ä und e, da bei beiden in den meisten Gegenden Deutschlands statt des ersten Vocales ein dumpfer, dem a verwandter Laut gehört wird. äu zeigt sich schon im 15. Jahrh., kommt aber vor dem 18. nicht in Aufnahme, wo es dann begann für eu einzutreten, wenn dessen Umlautung aus au dem Auge nahe gebracht werden sollte. Auch hier gelten die zu ä gemachten Bemerkungen: die Entstehung läßt äu u. eu meistens als gleichberechtigt erscheinen, die jetzige Verwendung aber weist dem äu ganz besonders die Bezeichnung des Umlautes aus au zu (Haus — Häuser, häuslich); in allen Fällen wo die Entstehung aus au schwer zu erkennen und verdunkelt ist, verdient daher die Schreibung mit eu als die sicherere und einfachere zwar den Vorzug, ist aber auch äu unverwerflich; endlich darf äu gar nicht stehen, wenn der Laut mit au gar nichts zu thun hat sondern lediglich

auf den ursprünglichen Diphthong iu zurückgeht. Dieser letzte Fall trifft die Wörter Leumund verleumden, Reude, schon ahd. bliumunt und hriudi, deren Nebenformen auf äu daher ebenso falsch sind wie die obengenannten jäten Stärke für jeten Sterke. Bei allen übrigen Wörtern, die äu enthalten, ist aber entweder eine neuhochdeutsche verwandte Form auf au vorhanden, wie Laut zu läuten, oder doch mittelhochdeutsche Formen auf û oder ou, die im Neuhochdeutschen zu au hätten werden müßen, wenn sie nicht in der Schriftsprache untergegangen wären. So werden däuchte dräuen, Säule, täuschen durch die mhd. dûhte, drowen, sûl, tûzen, Knäuel durch das norddeutsche knauel gestützt. Auch läugnen ließe sich durch das noch im 17. Jahrh. vorkommende unlaugbar vertheidigen, wenn nicht die einfachere Nebenform leugnen schon existierte. Greuel, greulich hängen mit grauen zusammen, aber das eu empfiehlt sich leicht, um der Verwechslung mit gräulich v. grau zu entgehen. Ebenso sollen bleuen durchbleuen zerbleuen u. Bleuel, d. i. Keule, von bläuen, d. i. blau färben, unterschieden werden, mit dem sie höchstens nur in entfernter Weise verwandt sind.

Auch die Diphthonge ai und ei sind jetzt gleichlautende Zeichen, über deren Gebrauch deshalb nur die Grammatik entscheiden kann. Wir sprechen immer ai, schreiben aber meistens ei, und die Rücksicht auf den ersten Grundsatz „schreib wie du sprichst" könnte sich höchstens überhaupt gegen die Verwendung zweier Zeichen erklären, wo doch eins genügt. Dies ist auch geltend gemacht, sonderbarer Weise hat man aber gerade das ei bewart und das vom phonetischen Standpunkte allein gerechtfertigte ai bis auf wenige Reste vertilgt. Vielleicht würden wir es gar nicht mehr schreiben, wenn es nicht durch den praktischen Nutzen gehalten würde, den die Unterscheidung von Saite und Seite, Waise und Weise u. a. gewähren. Wir sehen daraus daß unser Sprachgefühl einen Unterschied beider Laute gar nicht mehr

empfindet und demnach an der Tilgung der noch übrigen ai auch kein Interesse mehr hat, wenn sie vom grammatischen Standpunkte aus etwa eine Berechtigung finden sollten. Diese kann ihnen aber nur absprechen, wer den Ursprung des Lautes ai und damit auch den der übrigen neuhochdeutschen Vocale verkennt. Ich erinnere hier an das, was auf S. 13 über die Entstehung unsrer Schriftsprache gesagt ist. Jene sog. Reichs-Canzleisprache des 15. und. 16. Jahrh. unterschied sich von dem Mittelhochdeutschen ganz vorzüglich durch ihren Vocalismus, welcher nicht, wie man früher meinte, eine Entstellung des schwäbischen ist sondern in den fränkischen, baierischen und österreichischen Dialekten eben so hoch hinaufgeht wie jener und fast ganz mit dem gothischen übereinstimmt. Denn für das schwäbische û und ou erscheint hier fast ohne Ausnahme au (mûs Maus, boum Baum), für iu ein eu oder äu (miuse Mäuse, hiute heute), für uo ein ū (guot gut), für î ein ei (sîn sein, sîte Seite), endlich für ei ein ai (keiser Kaiser, seite Saite *). — Im 16. Jahrh. wird der Unterschied zwischen ai und ei von den Grammatikern recht deutlich gefühlt. Da hier die alte und neue Schriftsprache noch mit einander im Kampfe liegen und auch die letztere noch vielfach dialektisch gespalten ist, so fehlt es schon damals nicht an Stimmen, welche vor ai warnen; sie warnen aber ebensosehr auch vor au, welches gleichfalls dem schwäbischen Dialekte ein fremder Laut war. Dagegen herscht die richtige Scheidung von ai und ei in den fränkischen und baierischen Drucken vor. Der Meichßner sagt in seinem „Handtbüchlin der Ortographie. Tübingen 1550“, als er von der Verschiedenheit der Schriftsprache handelt, daß man in Schwaben (er meint wohl das nördliche Schwaben) schriebe die wei-

*) Zur genaueren Begründung und Erklärung muß vorzüglich auf die klare Darlegung der Sache verwiesen werden, welche Zarncke in dem Commentare zu seiner Ausgabe von Brandts Narrenschiffe S. 273 f. gibt.

sen Herren, der waisen pflèger, ains, zway, am Rheine aber (er meint den Oberrhein) die wysen herrn, der weisen pfleger, eins, zwei. Ein anderer Grammatiker Oelinger (Straßburg 1574) will ei wie in dem französischen peindre ausgesprochen wißen und scheidet es ausdrücklich von dem ai in andern Wörtern; jenes sprächen die Schweizer und Elsaßer wie ī, dieses wie ei aus. Als aber im 17. Jahrh. die neue Schriftsprache sich siegreich durchgearbeitet hatte, war der neue Vocalismus in Folge des Kampfes mit den Dialekten doch nicht vollständig entwickelt und neben andern Mängeln, die hier zu besprechen nicht der Ort ist, war auch ai nur zum geringsten Theile für das mhd. ei eingeführt. Die Schuld trug das dem mhd. î entsprechende ei, welches in der Regel auch fälschlich wie ai gesprochen wurde und so den Unterschied zwischen beiden Lauten aufhob. Aber doch ist der Unterschied noch nicht überall für das Ohr abgestorben, im Süden stehen die schweizerische und schwäbische Mundart in ihren Vocalen ganz auf dem Standpunkte des Mittelhochdeutschen und im Norden ebenso das Niederdeutsche, welches z. B. mîn = mein deutlich von mēnen = meinen (eigentlich mainen) trennt. Darum machen auch die Gebildeten jener Gegenden, wenn sie unser Schriftdeutsch sprechen, recht häufig einen vernehmlichen Unterschied zwischen ai und ei; so z. B. durchweg in Schwaben und in Pommern. Man wird daraus immer die Verschiedenheit von ai und ei für unsre Schriftsprache ableiten können. — Weit entfernt also die Tilgung jener wenigen Beispiele von ai, die uns noch geblieben sind, zu beantragen, müßen wir ihre volle Berechtigung anerkennen, die schwankend gewordene Schreibweise wieder befestigen und es vom wißenschaftlichen Standpunkte aus nur bedauern daß dieser Diphthong nicht sein volles Recht behauptet hat.

Die Wörter deutschen Ursprungs, welche das ai sicher oder unter Schwanken bewart haben, sind: aichen, Haide, Hain, Getraide,

Laib d. i. Brot, Laich, Maid, maischen, Rain d. i. Rand eines Feldes, raiten d. i. rechnen Raitbeamter Hüttenraiter, saig d. i. schräg Saiger d. i. Zeiger an der Uhr, Saite, Waid ein Färbekraut, Waidmann Waidgeselle (das damit verwandte Weide mhd. weide pastus sollte daher eigentlich auch ai haben, im Gegensatz zu Weide salix mhd. wide), Waise, Waizen, Zain d. i. Barre von Metall Zainhammer. In ungefähr 50 Wörtern aber ist ai verschwunden oder nie durchgedrungen.

Daran reihen sich folgende Fremdwörter: Bai altroman. baja, Hai, Kai, Kaiman, Kaiser, Laie, Lakai, Mai Maie d. i. die im Mai grünende Birke, Mais. Sie existieren zum Theil schon im Mhd.

Endlich findet sich der Diphthong in geographischen Eigennamen z. B. Baiern Peigirolant, Baireuth, Krain aus Carnia, Mailand aus Mediolanum, Main aus Maginaha, Mainz aus Moguntia, und in recht vielen Ortsnamen des südlichen Deutschlands.

III.

Fehler, welche einzelne Consonanten betreffen.

Unter den Fehlern, welche einzelne Consonanten betreffen, hat besonders die Verwirrung, die in dem Gebrauche der Zeichen s, ss und ß herscht, großen Anstoß gegeben, und in der That sprechen hier wenn irgendwo dringende Gründe für die Annahme der historischen Schreibweise. Denn es handelt sich darum der Sprache einen gänzlich verschollenen Buchstaben zu erhalten und damit zugleich die Abstammung von Hunderten von Wörtern für jedermann deutlich ans Licht zu ziehen; ferner eine falsche Regel zu beseitigen, die schwierig in ihrer Anwendung und dazu so unzureichend ist daß sie weder bis jetzt eine völlige Herrschaft je hat erlangen können noch für die Zukunft irgend welche Aussicht auf Bestand hat. Dieser Buchstabe, über dessen Sein oder Nichtsein neuerdings so lebhaft gestritten worden, ist das ß, seiner Abstammung nach nicht ein s-Laut, wie die herkömliche Orthographie lehrt, sondern ein t-Laut, eine

weiche Form für die Aspirata z, also vergleichbar dem griechischen θ und englischen th. Er kommt, wie das Verzeichnis lehren wird, der großen Mehrzahl aller derjenigen Wörter zu, die jetzt ss haben, aber in vielen Formen dafür ß eintreten laßen (ließ neben lassen), während in einer kleinern Anzahl von Wörtern nur s oder ss oder ss, niemals aber ß stehen kann.

Wir werden, um die Eigenthümlichkeit dieses Buchstaben und sein Verhältnis zu s deutlich zu machen, einen Blick auf die Geschichte beider Laute werfen müßen. Im Althochdeutschen sind beide streng geschieden. Das ß oder z als Aspirata von t hatte mit s nichts zu thun, dagegen hatte es mit dem härteren z ein gemeinsames Gebiet, welches sich ungefähr so schied daß der weiche Laut fast überall nach Vocalen, niemals im Anlaute oder nach Consonanten eintrat, in allen übrigen Fällen aber der härtere blieb; Ein Zeichen diente in der Regel aber noch für beide Laute. Ein Beweis, wie streng das weiche z den Charakter als t-Laut bewarte, liegt noch darin daß es die Berührung mit einem folgenden andern t-Laute nicht vertragen konnte und darum in der Regel vermied (statt hazzet hazzeta wird nicht hazt hazta geschrieben), wo es diese Berührung aber nicht vermeiden konnte, das z in s verwandelte, eine Regel der wir auf dem Gebiete der gothischen, der lateinischen und der griechischen Sprache wieder begegnen. So in Wörtern, die ihres häufigen Gebrauches wegen jene Synkope verlangten: weist wista und wissa, muost muosta und muosa zusammengezogen aus weizist wizzita, muozist muozita. Auch das Mittelhochdeutsche bewarte dieses Gesetz und fügte zu jenen Formen noch beste, leste, groeste aus bezziste, lezziste, groeziste *). Obgleich aber im allgemei-

*) Bei allen diesen ahd. und mhd. Wörtern haben wir den doppelten Vorgang einer Synkope und Assimilation. Erst fiel der Bindevocal aus (oder, in den meisten Fällen richtiger gesagt, trat nie ein) und damit auch das s, wo ein solches noch zur Endung gehört, dann assimilierte sich zt zu

nen auch hier der dentale Charakter des weichen z noch festgehalten wird und namentlich eine Verwechslung mit dem s-Laute sich noch niemals findet, so scheint doch der Buchstabe sich damals schon ein wenig weiter von dem harten z entfernt und dem s genähert zu haben. Denn erstens bekommt es häufiger als früher ein besonderes Zeichen (ʒ oder zs, später sz im Gegensatze zu z, tz, cz), und zweitens duldet es schon dann und wann eine Berührung mit folgendem t, ohne daß die Verwandlung in s statt fände, offenbar weil die Verbindung jetzt bei der größeren Weichheit des z erträglicher klang. Gegen Ende des 13. Jahrh. kommen sogar zuweilen schon Reime zwischen s und z vor (gras — saz, küssen — güzzen) und der Schreibfehler s für z zeigt sich einige Male, woraus hervorgeht daß die Buchstaben sich schon recht nahe standen.

Diese Annäherung hatte aber auch in einer Verschärfung des s-Lautes ihren Grund, so daß von beiden Seiten ein Entgegenkommen statt fand. Denn ursprünglich hatte s vermuthlich nur einen weichen Ton, wie er jetzt in sagen, Hase, Hülse klingt, der nur im Auslaute, wo die hochdeutsche Sprache ja keine weiche Laute liebt, schon frühzeitig schärfer gesprochen werden mochte. Auch die Verdopplung ss wird sicher diesen Laut gehabt haben, da wir wenigstens kein anderes Zeichen dafür finden

---

st. Der Ansicht Andresens (S. 124), wornach der Stammvocal z vor der Endung st ausgestoßen sein sollte, widerspricht durchaus die sprachliche Analogie. Vgl. z. B. τετύφθαι st. τετύπ-σθαι und ganz entsprechend unserm Falle πεπεῖσθαι st. πεπεῖθθαι st. πεπεῖθ-σθαι. — Der weitere Vorgang daß sich st nun wieder durch progressive Assimilation in ss verwandelt (wissa) und dies nach langen Vocalen wieder zu einfachem s wird (muosa), findet seinen Vergleich in dem goth. vissa st. vista st. vit-da, und in recht vielen Formen der lat. Sprache, welche uns nur wenige Beispiele von st (z. B. est st. edt st. edit, comestus st. comed-tus st. comeditus), um so mehr aber von ss und s bietet. Vgl. cessum st. ced-tum, quassum st. quat-tum, divisum st. divid-tum, und ebenso concussum, passum, gressum, sessum, ēsum, fūsum, caesum, cāsum etc.

und da uns das Niederdeutsche mit seinem weichen ss (englisch zz) in misseln dusseln etc. neben dem scharfen, durch Assimilation entstandenen in osse st. ochse, Sasse st. Sachse die Analogie bietet. — Je mehr nun diese weiche Aussprache des s durch eine geschärfte verdrängt ward, um so näher rückten sich die Laute s und ß. Das völlige Zusammenwachsen beider geht dann aber im Laufe des 14—16. Jahrh. vor sich, wo ein für Sprachfeinheiten unempfänglicher Sinn und das Durcheinanderwirken der Dialekte den zu zart gewordenen Unterschied ganz verkommen ließen. Nicht bloß die Verdopplung ſſ verlor ihre weiche, zarte Aussprache sondern auch das einfache ſ im An- und Inlaute, wenn es vor Consonanten stand (z. B. in stechen, stân, swîn; gast, äste); dabei giengen die oberdeutschen Dialekte, denen die Schärfung des s im letzteren Falle widerstand, einen dritten Weg und trübten das weiche s zu einem neuen Laute, dem weichen sch, vergleichbar dem französischen g vor e und i *). Doch wir bleiben bei ſſ stehen, das uns hier allein angeht. Der scharfe Laut hatte sich gebildet, wie er schon aus den romanischen Sprachen und vielleicht auch aus dem Niederdeutschen bekannt war, und war fortan ganz gleichklingend mit ß (denn so schrieb man seit dem 15. Jahrh.

*) Dieser Uebergang geschah übrigens, wie es in der Natur der Sache liegt, allmählich, zuerst vor l, m, n und w (also schlaf, schmach, schnell, schwager statt slaf, smach, snel, swager), wo der sch-Laut sich im Anfange des 16. Jahrh. nicht nur in Oberdeutschland festgesetzt hatte sondern auch schon von da weiter verbreitet und namentlich in die allgemeine Canzleisprache eingedrungen war, so daß Luther ihn auch in seiner Schriftsprache gebrauchte. Der neue Buchstabe floß dann freilich, was nicht zu verwundern ist, mit dem aus s + k entstandenen harten sch zusammen und wurde auch hart. Die oberdeutschen Dialekte blieben aber nicht bei jenem sch vor l, m, n und w stehen sondern bildeten auch scht und schp statt st und sp, zwar ohne auf die Schriftsprache überzugehen, aber nicht ohne Einfluß auf die Aussprache der Gebildeten. Oelinger (1575) theilt die Thatsache mit, Frisch (1723) will daß alle Deutschen so sprechen.

statt ʒ und ʒʒ), beide Zeichen wurden beliebig für einander gebraucht. Luther kennt ß gar nicht, andre setzen es überall im Auslaute statt ss oder s. Und so schwankt es fort durch das 16., 17. und 18. Jahrh., ja bis auf den heutigen Tag; denn wenn wir auch sonst uns einer ziemlich festen Schreibweise erfreuten, so blieb dies doch immer ein schwankender Punkt, in welchem sich selbst noch Heyse und Becker entgegenstanden.

Aber wie kommt es, so wird man fragen, daß dieses jetzt überflüßige Zeichen sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, nur, wie es scheint, um Verwirrung zu bereiten? So eiferte auch wirklich Schottel gegen das ß und mit ihm mancher Grammatiker; daß es aber trotzdem blieb und als ein „höchst seltsamer Laut“ immer wieder Beachtung fand, mag schon zeigen daß doch mehr Realität an ihm sein muß, als manche Neuere meinen. Diese beruht zwar nicht mehr auf einer eigenthümlichen Aussprache, welche es vielmehr mit dem ss und dem einfachen, vor Consonanten und im Auslaute stehenden s theilt, sondern auf seinem Gebrauche und seiner offenbaren Verwandtschaft mit z. Denn mag auch ein ß nach kurzen Vocalen mit ss zusammenfallen z. B. Masse, haßen, so bleibt doch der Gebrauch desselben nach langen Vocalen wie in heißen, grüßen ein Räthsel für jeden, welcher die Eigenthümlichkeit dieses Lautes nicht anerkennen will, und recht störend tritt diese Unerklärlichkeit in solchen Wörtern hervor, wo in verschiedenen Formen beides neben einander auftritt, wie in saßen geseßen. Aber noch weiter, was sollen wir gar daneben mit der Form sitzen machen, was mit Schütze, netzen, schwitzen neben schießen, naß, Schweiß? Und doch sind diese und zwanzig andre keine gelehrte Etymologien, sondern wie sie jeder Schulknabe von selbst macht. Darum wird zur Erklärung dieser Erscheinung auch jede Schulgrammatik sagen: „ß ist ein mit z verwandter Laut, der mit ss weiter nichts als den gleichen Klang gemein hat“, und wird in Norddeutschland vielleicht auf das Plattdeutsche

verweisen, wo für das hochdeutsche z und ß ein t eintritt, während s bleibt z. B. Fuß fôt beißen bîten, aber blaſs blass. Man täusche sich nicht damit daß bis jetzt solche Erklärungen noch in vielen Lehrbüchern fehlen; nur mit Widerstreben haben sie diese handgreifliche Schwierigkeit unerklärt gelaßen, weil sie sie nicht lösen konnten, und sie werden sicher die Erklärung geben, wenn erst die Resultate der Wißenschaft auch den Elementarunterricht durchdrungen haben werden. Damit sind wir aber auch gezwungen in der Schreibweise jene Vermengung aufzugeben, welche ein Nothbehelf bis jetzt gefordert hatte; sonst werden wir das Sprachgefühl nicht bloß des Gelehrten sondern auch der Ungelehrtesten verletzen und einem Grundgesetze zuwider handeln, das vom 16. Jahrh. an in der deutschen Orthographie geherscht hat.

Wenn somit unser zweites Grundgesetz die richtige Abgrenzung des ß und ſſ gebieterisch verlangt, das erste, nemlich das phonetische, dem aber wenigstens nicht widerspricht, da ja beide gleichlautende Zeichen sind, so bleibt allein das Recht des Bestehenden, der Usus, übrig, der gegen die Neuerung geltend gemacht werden könnte. Wenn uns nun hier wirklich ein unangefochtener, fester Gebrauch gegenüberstände, so müßten wir vielleicht Scheu tragen ihn anzutasten. Aber wie schon oben bemerkt ward, ist dies hier lange nicht so der Fall wie bei andern Fragen. Ohne von dem Schwanken zu reden, welches gerade hier die historische Schule seit lange herbeigeführt hat, ist man zu keiner Zeit in diesem Punkte ganz einig gewesen, weil die Mangelhaftigkeit der Regeln auf der Hand lag, und noch bis auf den heutigen Tag gehen die Volksschulen mancher Staaten hierin ihren eignen Weg. Darum kommen auch die meisten, welche neuerdings über Orthographie geschrieben haben, bei diesem Punkte in dem Wunsche nach Verbeßerung überein, und auch Raumer hält eine Aenderung für wünschenswerth. Da er sich aber nicht an die historische Schreibweise anschließt,

sondern seinen eignen Weg geht, so muß hier ausdrücklich vor seinen Vorschlägen gewarnt werden, die zwar einfach und annehmbar erscheinen, aber ausschließlich vom phonetischen Standpunkte ausgehen und die Grundlage unsrer Orthographie verletzen *).

Andere Einwürfe sind aber nicht von Belang. Der glückliche Umstand, daß sich die Zeichen ſſ und ß ähnlich sehen, räumt den Anstoß hinweg, den sonst das Auge an der Aenderung nehmen könnte; nur ist zu wünschen daß das durch Grimm in die lateinische Schrift eingeführte Zeichen ß statt des schwerfälligen ss oder sz bald größern Eingang findet. — Ferner ist die Erlernung der Regel nicht schwierig, weil man nur die Zahl der Wörter zu erlernen hat, welche s oder ſſ bekommen. Dies sind aber außer den Fremdwörtern nur wenige. Nun kann freilich nicht geleugnet werden daß dem Ungebildeten schwer fällt ein Fremdwort von einem einheimischen zu unterscheiden, aber ist ein solcher nicht andern orthographischen Irrthümern noch viel mehr ausgesetzt, und erwarten wir überhaupt von ihm eine ganz fehlerfreie Schrift? Aber auch den schlimmsten Fall angenommen daß jemand immer ß statt ſſ schriebe, so ist doch die Zahl der häufig vorkommenden Wörter, welche ß verlangen, so überwiegend daß er etwa unter zwölf Fällen nur einmal einen Fehler machen würde. Wie günstig ist ein solches Resultat im Verhältnisse zu der Menge von Fehlern, welche gegen die jetzt herschende Regel gemacht werden! — Endlich bleibt noch ein

---

*) Raumers Vorschlag, dem sich auch Sanders anschließt, stimmt mit der heyseschen Schreibweise überein, nach kurzen Vocalen immer ſſ zu setzen, also Haſs, haſſen, er haſst, laſſen, gewuſst, dagegen nach langen immer ß, also Maß, weiß, wir ließen. Dies hat vor der herkömmlichen Regel den Vorzug daß die Quantität des vorhergehenden Vocales dadurch genau bezeichnet wird. Aber die Uebelstände, welche an jener oben gerügt sind, werden nicht gehoben, auch soll ja nach seiner Grundansicht das grammatische Bedürfnis bei der Orthographie keine Berücksichtigung finden.

Einwand, der besonders von Feldbausch gemacht ist, daß man inconsequenter Weise das ß nicht verdopple, während dies doch mit dem s geschehe und mit dem mittelhochdeutschen ȥ, an dessen Stelle man das ß treten laßen wolle. Er meint also, man sollte wenigstens wißßen laßßen schreiben. Aber er übersieht dabei daß die Verdopplung niemals bei zusammengesetzten Zeichen angewendet wird (vgl. S. 62) und daß wir so wenig wißßen wie machchen oder naschschen schreiben dürfen. Aber woher soll man wißen, so wird dann wohl gefragt, ob der vorhergehende Vocal lang oder kurz ist? Die Antwort ist: ebendaher woher man die Quantität von Sprache und machen, hoch und Loch weiß, aus dem Sprachgefühle. Wer sich erinnert, wie viele Wörter in der Sprache von unbezeichneter Quantität sind, ohne daß ihr Gebrauch jemals schwankte, der wird auch hier dem Sprachgefühle getrost vertrauen. Außerdem ist gerade in der Quantität der Vocale vor ß eine so große Verschiedenheit der nord- und süddeutschen Aussprache daß es das bequemste Auskunftsmittel ist sie ganz unbezeichnet zu laßen.

Wir würden jedoch in den Fehler verfallen eine gelehrte Orthographie herstellen zu wollen, wenn wir ß auch in denjenigen Wörtern wieder einführten, in welchen es jetzt nicht mehr gesprochen wird sondern in einen andern Buchstaben übergegangen ist. So ist es zu sch geworden in Hirsch, Groschen? niederd. gròt, kreischen, lauschen, rauschen, täuschen und den Nebenformen rascheln, lasch; zu hartem z in beizen, heizen, Pelz, Pilz, reizen, Waizen; zu weichem s in Ameise, Binse, Bimsstein, emsig, Gemse, Kreis, Loos, Sims, verweisen d. i. tadeln wîzen (nicht zu verwechseln mit verweisen auf etwas, mhd. wîsen). Manche dieser Wörter schwanken noch in der Aussprache und darum auch in der Schreibung, den übrigen gibt aber der Umstand, daß sie noch in Mundarten den alten Laut bewaren, keinen Anspruch darauf auch in der allgemeinen Schriftsprache trotz der weichen

Aussprache das ß zu behalten. — In Erbse, feist, Krebs, Samstag, Obst, Schöps ist zwar der scharfe Laut geblieben, jedoch in Buchstabenverbindungen, wo auch s scharf gesprochen wird und wo ß sonst nicht vorkommt; und da keine Rücksicht auf verwandte Wörter hier die Herstellung des ß fordert, so werden wir die übliche Schreibweise beibehalten. Aus demselben Grunde kann auch in der Neutralendung der Adjectiva und Pronomina das s bleiben, also gutes, alles, dieses dies, was, es, das (zur Unterscheidung hat man bei der Conjunction, obgleich sie dasselbe Wort ist, schon seit dem 17. Jahrh. die Schreibung daß wieder eingeführt). Man würde sich im allgemeinen auch schwerlich zur Anwendung des langgedehnten Zeichens ß am Ende dieser Wörter bequemen, der Sprache aber bringt es keinen erheblichen Nutzen das für die Aussprache gleichgiltige Zeichen in diesen einzeln stehenden Wortformen zu ändern. Dasselbe spricht für die Beibehaltung in den Wörtchen bis und aus. — Endlich muß hier noch das Wort weissagen wegen seines eigenthümlichen Schicksals erwähnt werden. Es heißt ahd. wîzagôn und ist mit wißen verwandt; aber man hielt es dann für ein aus wîse und sagen zusammengesetztes Wort und ließ die Endung agôn nicht wie bei andern Wörtern in igen übergehen sondern schrieb mhd. wîssagen. Eigentlich sollte es jetzt weißigen heißen, so gut wie kreuzigen, witzigen, nöthigen. Die Form weissagen, welche wir nun einmal haben, ist aber ihrer Betonung und Gestalt nach, ja selbst der Bedeutung nach, ein zusammengesetztes Wort, und es wäre deshalb eine Verkehrtheit das alte ß wieder hineinzubringen.

Umgekehrt wollen einige die oben erwähnte altdeutsche Regel wieder in Anwendung bringen, nach welcher z vor t zu s wird, und darnach die alten Formen gröste, must, weist ꝛc. wieder einführen. Doch geschieht dies mit Unrecht, denn jene Regel, die kaum noch im Mittelhochdeutschen wirksam war, ist

für uns gar kein Bedürfnis mehr, weil die Aussprache von ß und s vor t bei uns dieselbe ist. Wir folgen dafür dem allgemeinen Streben den Stamm der Wörter in den abgeleiteten Formen möglichst unverändert zu erhalten und werden schon aus diesem Grunde die jetzt übliche Schreibung größte, mußte, wußte ꝛc. vorziehen. Nur in beste aus bezziste ist die alte Form stets in Gebrauch geblieben, weil kein Positiv dazu existiert, wornach man sie regeln konnte, und man in beßer das ß nicht erkannte. Auf einem ähnlichen Vorgange der Assimilation wie bei jenen Wörtern beruht auch gewiss, verw. mit wißen.

Nach diesen Abzügen und Vorbemerkungen mögen die Verzeichnisse der Wörter folgen, welche mit ß geschrieben werden.

ß steht in folgenden deutschen Wörtern: Amboß, außen außer äußern, beßer baß beßern Beßerung, beißen Biß Imbiß Bißen vgl. beizen, Beißel d. i. Meißel, Beißker eine Fischart cobitis fossilis vgl. niederd. Schlammbatzker, bloß Adj. und Adv. entblößen, Boßel boßen od. boßeln d. i. kegeln, Buße büßen, daß, dreißig vgl. zwanzig ꝛc., erdroßeln, verdrießen Verdruß verdrießlich, eßen äßen freßen Fraß vgl. Aetzung ätzen, faßen Faß Gefäß Feßel vgl. Fetzen?, Fleiß befließen, fließen Fluß Floß ratis Floße pinna flößen provinziell flözen, Fuß, Gaße prov. Gatze, Geiß prov. Gitz, vergeßen vgl. ergötzen, gießen Guß Goße, gleißen vgl. glitzern, Gliedmaßen eig. d. Fügung der Glieder und nicht mit meßen verw., graß gräßlich mhd graz, Grieß Gruß glarea vrgl. Grütze, groß, Gruß grüßen, Haß häßlich vgl. hetzen, heiß vgl. heizen Hitze, heißen Schultheiß, Horniß, Keßel, Kloß, kreißen parturire krîzen u. krîsten, laß läßig laßen, Maßliebchen d. i. Blume welche die Matten liebt Gänseblümchen, Maßolder beßer als Maßholder, meßen Maß vermeßen vgl. Metze, Meßer vgl. Steinmetz Metzger, Meißel, müßen, Muße müßig, naß vgl. netzen, Neßel Neßeltuch, genießen Nießbrauch Genuß vgl. Nutzen, Niße lendes, Genoße, Nuß, praßeln brâzeln brasteln, praßen verw. mit brâten brezzen brasten?, Preißelbeere ebenfalls unsicheren Ursprunges, raßeln niederd. ratteln engl. to rattle, reißen rapere u. delineare Riß Reißfeder Reißblei Reißbrett vgl. ritzen, rößen od. rößten d. i. in Fäulnis versetzen

mhd. roezen niederd. rotten vgl. rottesauer (nicht zu verwechseln mit rösten d. i. dörren), Ruß, Rüßel vgl. Rotz, saß geseßen Beisaße Seßel Truchseß vgl. sitzen, scheußlich, schießen Schuß Schößling vgl. Schütze, beischießen zuschießen Schoß mhd. schoz, schleißen vgl. Schlitz, schließen Schluß Schloß Schlüßel unschlüßig, Schloße d. i. Hagel, schmeißen jacere u. inquinare Geschmeiß vgl. Schmutz, Schoß gremium mhd. schôz, Schweiß schweißen vgl. schwitzen, Spieß Spießruthen vgl. Spitze, spleißen vgl. Splitter, sprießen Sproß, Sprieße d. i. Strebeholz vgl. spreizen spritzen, stoßen vgl. stutzen, Strauß in allen Bedeutungen, süß, Waßer, weiß albus Bleiweiß (dagegen jem. etwas weis machen), wißen Gewißen.

Hieran schließen sich noch einige Fremdwörter, in welchen das lateinische t, besonders in der Verbindung mit i, zu einem scharfen s-Laute geworden und schon im Ahd. durch z ausgedrückt ist. So stellt Andresen hier zusammen Kürbiß cucurbita, maußen od. maußern mutare d. i. die Federn wechseln (dagegen mausen v. Maus), Schüßel scutella, Straße via strata, Strauß struthio. Ebendahin gehören auch noch Eßig acidum, denn ci ist in der Aussprache mit ti gleich (goth. akeit ist aus acetum entstanden, aber zu einer Zeit wo c noch wie k gesprochen ward), Ebereiße od. Eberitzen abrotonum, und die Namen Elsaß Elsatia, Preußen Prutheni?, Rußen od. Reußen Rutheni, das Rieß Rhaetia. Auch Wormß Warmalia und Paßau Batava castra würden dazu kommen, wenn die Schreibweise Worms u. Passau nicht herschend geworden wäre (s. u. über die Eigennamen). — In allen diesen Wörtern schreiben wir schon nach dem Vorgange der älteren Sprache ein ß, aber auch in zwei eingebürgerten Fremdwörtern neueren Ursprungs empfiehlt sich diese Schreibung, in Profoß Gen. des Profoßes praepositus, das zwar im Mhd. schon existiert (prôvost), aber in andrer Form und Bedeutung, und in Spaß spaßig spaßen ital. spasso; denn wir können den scharfen Laut nach dem langen Vocale gar nicht anders ausdrücken.

In folgenden Wörtern muß dagegen s oder ss geschrieben werden. Dabei hat der oben geltend gemachte Grundsatz, daß sich der Auslaut flexionsfähiger Wörter nach dem Inlaute richte, auch hier seine Geltung, also Ross gewiss Gewissheit wegen Rosse gewisser. Dies hat aber keine Anwendung auf

die Vorsilbe mis (Misbrauch misfallen mislich), denn die Form misse (Missethat) ist nicht durch Flexion gebildet sondern eine selbständig bestehende andere Form, ähnlich wie innen mitten dessen wessen neben in mit des wes, und das Verbum missen ist zwar davon abgeleitet, aber ebenfalls ein völlig selbständiges Wort, wie schon die veränderte Bedeutung zeigt, so daß es unmöglich auf das Stammwort zurückwirken kann. — Ein zweiter schon oben (S. 62) nachgewiesener Grundsatz, daß die sogenannten tieftonigen Silben jenem Gesetze nicht unterworfen sind, tritt dann auch hier beschränkend ein; wir schreiben darum Firnis, Iltis, Küras, Sarras neben die Iltisse, des Firnisses ꝛc. und ebenso die Endung —nis neben der Pluralform —nisse (Kenntnis, Kenntnisse).

Das einfache ſ od. s steht in folgenden, einer falschen Schreibung ausgesetzten deutschen Wörtern: Aas schon mhd. âs, obgleich mit eßen verwandt, erbosen v. böse, fast nur in d. Part. erbost gebräuchlich, das u. dies s. o., des unterdes indes deshalb, Fastnacht (die ursprüngliche Form vasnacht ist durch eine falsche Anlehnung an Fasten verdrängt), Flaus, Geisel obses u. flagellum, in beiden Bedeutungen ist auch die Form Geißel eingedrungen und verlangt Schonung, weil sie sich auch in der Aussprache festgesetzt hat; den Vorzug verdient aber immer Geisel. Dasselbe kann von gleisen simulare mhd. glîhsen od. glîssen und Gleisner glîssenaere gesagt werden, doch ist hier die Schreibung mit s von noch größerem Interesse, um das Wort von gleißen (s. o.) zu trennen, mit dem es gar nicht verwandt ist*). Gras, griesgram, Iltis, los solutus, Losung verw. mit lauschen schwäb. losen d. i. hören engl. to listen, Loos loosen neben den richtigeren Loß loßen, mis— mislich, Mus e. Art Speise, niesen Nieswurz, Reis Reisig, Ries d. i. 20 Buch Papier, Schensal aus Schench-

*) Nach der Abstammung würden wir richtig gleissen schreiben, da ss durch Assimilation aus hs entstanden ist; aber unsre Orthographie duldet einmal keine Doppelbuchstaben nach langen Vocalen, mit Ausnahme der Eigennamen (z. B. Meissen), die sich überhaupt keine strenge Unterordnung unter unsre orthographischen Regeln gefallen laßen.

sal?, was s. o., wes u. die Zusammensetzungen, weismachen naseweis v. mhd. wîse weise.

Die Wörter deutschen Ursprunges, welche ss oder ſs bekommen, sind: blaſs Bläſſe Bleſſe, Braſſe e. Art Fisch cyprinus brama, braſſen d. i. die Segel stellen, deſſen u. die Zusammensetzungen, Droſſel, Eſſe, gewiſs, Kuſs küſſen, Kreſſe, miſſen Miſſe— (Missethat), Roſs. — Ueber die Entstehung dieser Verdopplung gilt dasselbe, was S. 56 f. über die consonantische Gemination im allgemeinen gesagt ist. So entstand Drossel aus drosgila, Brasse aus brahse, während Roſs die Verdopplung geradezu statt des einfachen s hat eintreten laßen. Eine einfache und leicht erkennbare Zusammensetzung haben wir in daſſelbe und dieſſeits oder mit Rücksicht auf die Entstehung dasſelbe u. diesſeits. Ueber weiſſagen s. o. — Vielleicht fremden Ursprunges sind hiſſen, Meſſing, Poſſe poſſierlich, paſſen unpaſs unpäſslich zu Paſs kommen verw. mit paſſieren?

Endlich sollen noch einige Fremdwörter aufgezählt werden, die vorzüglich eine deutsche Färbung angenommen oder sich sonst besonders eingebürgert haben. Das Aſs, Anis, Aſſel asellus Kellerwurm, boſſieren, Firnis firniſſen, Fries, Gloſſe, Groſs d. i. 12 Dutzend, Karnies, Karoſſe, Kaſſe, Kirmes aus Kirchmesse, Kiſſen, Klaſſe, Koloſs, Küras, Maſſe maſſiv, Meſſe Mesner, Preſſe preſſen, Raſſe, Reis eine Pflanze oryza, Sarras, Schleuſe, Taſſe, Treſſe, Troſs, Vlies aus vellus?, Wismut *).

*) Zur leichteren Erlernung der gebräuchlichsten Wörter, die ss bekommen, ist vielleicht folgender Gedächtnisvers von Nutzen; auch einige Fremdwörter, die schwerer erkennbar sind, haben darin einen Platz gefunden.

Bläſſe blaſs Kuſs Droſſel deſſen
paſſen unpaſs Poſſen preſſen
Meſſing Eſſe küſſen
Roſs gewiſs und hiſſen
Kiſſen Klaſſe miſſen Maſſe
Taſſe Treſſe Troſs
Kaſſe Kreſſe Groſs
die Composita von Miſſe—
und die Wörter auf —nis niſſe.

Andre Buchstaben welche vielfach angefochten werden, sind v, ph, x und ch, um von c zu schweigen, welches aus echt deutschen Wörtern mit Ausnahme der Eigennamen als beseitigt anzusehen ist.

v und f schwankten schon im Mittelhochdeutschen; jetzt sind sie in der Aussprache gar nicht mehr unterschieden, in der Schrift aber ist v so weit beschränkt daß es nur noch in einer kleinen Reihe von Wörtern erscheint. Vater, Vetter, Veilchen, ver—, Vieh, viel, vier, Vogel, Volk, voll, von, vor und seine Ableitungen; Frevel, Gustav. Einige, welche früher schwankten, haben sich jetzt ziemlich entschieden dem f zugewandt; so Fehde, Feme, Hafen. Uns, die wir in der Aussprache gar keinen, in der Wißenschaft nur einen geringen und unsicheren Unterschied zwischen beiden Lauten machen, kann nichts daran liegen das v in sein altes Recht wieder einzusetzen. Im Gegentheil würde durch seine gänzliche Entfernung der Vortheil erreicht daß das v der romanischen Fremdwörter, welches der Aussprache nach unserm w gleichsteht, sicherer seinen Charakter bewarte und nicht auch in f übergienge, wie in Larve, Pulver, Sclav, brav u. a. meistens der Fall ist. Aber der Gebrauch steht zu fest, als daß geändert werden dürfte.

ph hat ebenfalls gleichen Laut mit f. Die Römer führten diese Buchstabenverbindung in ihrer Sprache ein, um damit die griechische Aspirata φ wiederzugeben, welcher ihr f nicht entsprach; von ihnen gieng sie dann auf die neueren Sprachen über und hält sich in den meisten, obgleich ihr eigenthümlicher Laut längst aufgegeben ist, in Folge des Einflußes, welchen die lateinische Sprache auf die Schreibung griechischer Wörter in allen Sprachen ausübt. Im Deutschen hat sich vielleicht nur in Fasan, Elfenbein (aber Elephant) und einigen durch die italienische Sprache vermittelten Wörtern das ph durch f verdrängen laßen. Mit Fug und Recht ist es dafür aber auch auf die Fremdwörter beschränkt, wir schreiben daher jetzt wieder

Adolf Ludolf Rudolf Ostfalen Westfalen; dazu das aus dem Arabischen stammende Sofa. Soll nun Epheu (lat. apium, aber schon seit dem 10. Jahrh. eingebürgert) allein stehen bleiben? Man schrieb hier wohl ein ph, um dem Auge die Verwandtschaft mit der Form Eppich näher zu rücken, auch mochte das fremdartige Aussehen des Wortes diese Schreibung begünstigen. Daß eine falsche Anlehnung an „Heu“ die Schuld trage, wie Andresen will, scheint ferner zu liegen, es wäre denn daß die mundartliche Aussprache Ep-heu, die für den Elsaß behauptet wird, sicherer nachgewiesen würde. Aber mag der Grund sein, welcher es wolle, ph ist jedenfalls hier nicht wißenschaftlich zu rechtfertigen und die hannov. Regeln stellen darum die Schreibung Efeu als gleichberechtigt neben jene.

x ist ein Zeichen für die Buchstabenverbindung k + s und in unsrer Sprache so alt wie alle andern Lautzeichen. Die ältere Sprache verwandte es freilich nur in lateinischen und griechischen Eigennamen z. B. Alexander, aber die zunehmende Kenntnis der beiden altklassischen Sprachen und der häufigere Gebrauch von Fremdwörtern machte es dann dem Deutschen vertrauter, so daß man es im Neuhochdeutschen auch in echt deutsche Wörter einführte. So haben wir es in Axt, baxen, Faxen, fix, Hexe, Nixe, Oxhoft, lauter Wörter die isoliert stehen und deren Etymologie dem Ungelehrten ganz fremd ist. Aus Klecks und Knicks ist es wieder verdrängt, weil das Auge an die Verwandtschaft mit „klecken, knicken“ erinnert werden soll. Solche etymologische Forderung stellt die Wissenschaft indes nicht, denn sie weiß daß jedes x aus k-Laut und s entstanden ist, darum ist kein Grund am herschenden Sprachgebrauche noch weiter zu ändern.

Ch statt k steht in Fremdwörtern wie Charakter Christ, Chronik für das griechische χ, von deutschen Wörtern haben es nur Churfürst und Charfreitag Charwoche, vermuthlich weil man sie einem fremden Ursprunge zuschrieb. Jedoch

sind Kur und Kar wegen der Ableitung von küren kiesen und kar d. i. Trauer daneben schon länger als die richtigen Formen hingestellt. Wenn auch diese Wörter im Althochdeutschen mit ch geschrieben wurden, so geht doch für uns noch keine Berechtigung daraus hervor, denn damals stand für jedes anlautende k ein ch, weil es auch so gesprochen ward, ähnlich wie noch jetzt in dem alemannischen Dialekte.

Von größerer Bedeutung ist die Verwechslung, welche zwischen ch und g in den Endsilben ig, ich und lich vorkömmt; sie konnte um so leichter eintreten, als die Aussprache keinen Unterschied macht sondern immer ein ch fordert. Zwar haben die Grammatiker, um dieser Verwechslung vorzubeugen, zwei Regeln gegeben, die bei richtiger Anwendung auch ihren Zweck erfüllen werden, aber Mangel an Sprachkenntnis machte eben die richtige Anwendung nicht möglich. Die erste Regel ist „prüfe die Aussprache, nachdem du das Wort flectiert hast“, also König wegen Königes; vollkommen richtig, nur durfte man nicht übersehen daß wir durchweg die Neigung haben in unbetonten Silben ein ch in das weichere g zu verwandeln und uns darum leicht selbst täuschen. Jetzt steht die Schreibung —ich fest in Attich, Bottich, Drillich, Eppich, Estrich, Kranich, Lattich, Pfirsich, Sittich, Zwillich; dazu die Wörter auf —rich. Ferner ist sie vorzuziehen in den schwankenden Wörtern Fittich, Rettich Meerrettich, Teppich. Die Endung —ig steht richtig in Honig, König, Mennig, Pfennig, Zeisig und den Eigennamen auf —wig. Dazu kommen aber noch Eßig, Käfig, Reisig, deren ursprüngliche Endung —ich sowohl in der Aussprache wie in der Schreibung als verdrängt anzusehen ist. — Eine zweite Regel bezieht sich auf die Adjectiva und Adverbia „unterscheide die Bildungssilben ig und lich.“ Wie richtig sie auch ist, so sind dennoch einige Wörter dem Misverständnisse und der Entstellung nicht entgangen. Dies sind solche, welche schon auf l oder ll auslauten

und daher bei Ansetzung der Endung lich ein l ausgestoßen haben, weil sie hinter der unbetonten Silbe den doppelten, hinter der betonten wenigstens den dreifachen Buchstaben nicht vertragen konnten (adel=lich, bill=lich). Wörter, welche auf solche Weise eine Entstellung erfahren haben, sind adlig neben adelich, billig, kugelig, stachelig, untadelig, unzählig, völlig. In ihnen die Endung lich wieder herzustellen, wenn sie nicht durch Nebenformen gestützt wird, ist nicht thunlich, weil die Aussprache sich auch geändert hat und weil hier die Silben ig und lich in ihrer Bedeutung ganz zusammen fallen. Anders ist es mit allmählich, dessen Nebenform allmälig erst seit kurzem die Oberhand gewann und auf der falschen Ableitung von Mal beruht (s. o. S. 47). — Umgekehrt müßen die Formen mannichfach und Schnellichkeit statt mannigfach und Schnelligkeit verworfen werden; bei jenem liegt nicht das synkopierte mancher sondern maniger zu Grunde, bei diesem haben wir es mit einer Zwischensilbe ig zu thun, die misbräuchlich bloß des Wohlklangs wegen zwischen schnell und keit eingeschoben ist, vgl. Spröd=ig=keit, Zäh=ig=keit, Müd=ig=keit. Man folgte bei diesen Wortbildungen dem Klange der richtigen Wörter Emsig=keit Freudig=keit &c.

Der Buchstabe t (oder bisweilen d) hat sich im Neuhochdeutschen bei vielen Wörtern aus Gründen des Wohlklanges eingedrängt. So pflegt er eingeschoben zu werden, um den Uebergang zweier weicher Consonanten zu vermitteln z. B. in allenthalben, öffentlich, namentlich und allen ähnlich gebildeten Adjectiven. Aehnlich entstanden meinetwegen, deinetwegen &c., ent statt en in entgegen, entlaufen, entzwei u. a. Dazu das Wort Sündflut statt Sinflut d. i. große Flut, in welchem sowohl das falsche d wie auch das ü durch eine neue, sinnreiche, wenn auch falsche Bedeutung gestützt wurde, die es in der Anschauung des Volkes bekam. Ebenso steht Hüfthorn falsch statt Hiefhorn d. i. Alarmhorn,

wetterleuchten falsch für wetterleichen *). Eine Analogie zu solchen Bildungen bieten schon manche Beispiele aus dem Mittelhochdeutschen, daß dieser Gebrauch aber so überhand nahm, ist vielleicht dem Einfluße des Niederdeutschen zuzuschreiben, welches für die harten Auslaute eine besondere Vorliebe zeigt. Jedem, der des Niederdeutschen kundig ist, sind Ausdrücke wie awerst, schont, mant, auch Eigennamen auf ert wie Muhlert, Wahlert, Schwichelt wohlbekannt; in die Schriftsprache sind u. a. übergegangen Art, Habicht, jetzt, jemand, Mond, Obst, selbst. — Wo sich t einmal festgesetzt hat, werden wir es dulden müßen, aber bei Nebenformen wie Käficht, Teppicht, anderst anderstwo, eigends können wir uns nur für die grammatisch richtigen Käfig, Teppich, anders anderswo, eigens entscheiden. Auch vollens verdient neben vollends den Vorzug, oder man müßte wenigstens zwei Wörter annehmen, jenes mit dem Tone auf der Stammsilbe und vollends, das nach der Einfügung des d auch zu der falschen Ableitung von vollenden geführt und demgemäß den Ton auf die letzte Silbe verlegt hat.

Die Buchstabenverbindung dt ist für die Aussprache ganz unmöglich und findet sich auch noch nicht in Zeiten, wo man rein phonetisch schrieb. Erst im 15. Jahrh. kam sie auf, wurde dann in den folgenden Jahrhunderten außerordentlich beliebt und ist erst in den neueren Zeiten wieder auf eine kleine

*) Andre Wörter, die durch falsche Etymologie gestützt werden, sind Maulwurf st. Multwerf d. i. Erdwerfer, Mäuseturm st. Mautturm, Dienstag st. Diestag, Fastnacht st. Vasnacht d. i. Nacht des Schwärmens, Augenbraune neben Augenbraue, Elendthier neben Elenthier Die Reihe solcher Wörter ist sehr groß, besonders wenn wir auf Volksausdrücke zurückgehen, welche für technische Bezeichnungen, Medicamente ꝛc. aus fremden Sprachen im Schwange sind. Vgl. Förstemann üb. deutsche Volksetymologie in d. Zeitschr. f. vergleich. Sprachforschung 1. Bd., und Andresen S. 64.

Anzahl von Wörtern beschränkt. Dabei läßt sich ein dreifacher Entstehungsgrund nachweisen. Erstens schob man hinter den weichen Buchstaben l, n, r ein d ein, wenn t darauf folgte, um einen „lieblicheren Klang“ hervorzubringen; man wollte nemlich den Uebergang andeuten, welchen die Zunge in der That zwischen diesen Buchstaben hören läßt. Wer wollte vom phonetischen Standpunkte aus diese Schreibung tadeln? Doch konnte sie sich nicht halten, weil unsre Sprache durchweg darauf verzichtet die Buchstabenübergänge so fein wiederzugeben. Nur Erndte und Schwerdt haben sich hiervon noch erhalten, aber auch sie beginnen schon den einfacheren und grammatisch richtigeren Formen Ernte und Schwert Platz zu machen. — Recht im Contraste zu dieser feinen phonetischen Schreibung steht aus grammatischen Gründen ein andres dt am Ende der Wörter, wo die Aussprache eigentlich t verlangt. Im Mittelhochdeutschen schrieb man hunt hant Pl. hunde hende, er wirt v. werden, und so sprechen wir noch heute. Als das grammatische Bewußtsein aber erwachte, sollte der Stammbuchstabe unverändert bewart bleiben, und um beide Bedürfnisse auszugleichen, schrieb man Hundt Handt wirdt. Jetzt sind wir einen Schritt weiter gegangen und schreiben unbekümmert um die Aussprache Hund Hand wird. Einzelne Beispiele des dt haben sich aber erhalten. todt tödten tödtlich Tödtung haben ein dt statt des richtigeren t, um die Verwandtschaft mit Tod erkennen zu laßen, obgleich schon die alte Form des Adjectivs tôt ist, wahrscheinlich eine participiale Bildung von tawjan, von welchem auch das Subst. Tod abstammt. Wenn wir den feststehenden Gebrauch auch nicht stören wollen, so sind wir doch wohl berechtigt die Formen todkrank und todmüde wieder herzustellen, welche nicht mit todt sondern mit Tod zusammengesetzt sind *). Brodt, welches jetzt

*) Man vgl. zur Erklärung die interessante Sammlung ähnlicher Zusammensetzungen, welche der verstorbene Brückner in Frommanns Monats-

dem richtigen Brot weicht, entstand dadurch daß man das Schwanken zwischen der niederdeutschen Form Brod und der hochdeutschen ausgleichen wollte. Schmidt Pl. Schmiede (mhd. smit smide) hat in doppelter Hinsicht Verlegenheit bereitet. Erstens wollte man im Singular nicht mehr das d in t verwandeln, um den Stamm nicht zu verändern, was folgerecht zu Schmid hätte führen müßen. Dann aber begann man im Plural den Vocal zu dehnen, wie in Tage Stäbe von Tag Stab, und weil das lange i einmal consequent durch ie bezeichnet wurde, so schob man auch hier das e ein, also die Schmiede. Sollte man demnach auch im Sing. Schmied schreiben? Dies verletzte offenbar zu sehr das erste Grundgesetz. So gieng denn aus der Unsicherheit die Form Schmidt hervor, die wir umsoweniger wieder verwerfen können, als sie schon wieder zu einer neuen Pluralform die Schmidte Veranlaßung gegeben hat, die sich in Schrift und Sprache häufig neben Schmiede findet. Alle übrigen Singularformen „Schmid Schmit Schmitt Schmied“ finden sich wohl nur als Eigennamen. Stadt für Statt ist ähnlich entstanden. Die Endung tt hätte zu entschieden die Kürze des Vocales bezeichnet, der doch im Plural lang wird, die Kürze aber unbezeichnet zu laßen, also Stat zu schreiben, was jedenfalls das einfachste Auskunftsmittel gewesen wäre, ließ der Gebrauch nicht zu (vgl. S. 61 f.); aus solcher Verlegenheit mußte wieder dt helfen, welches bei seiner Bedeutungslosigkeit auch dem langen Vocale in Städte nicht im Wege steht. Die Schreibung hielt sich dann und wird sich halten, weil sie

schrift f. deutsche Mundarten I. S. 228—238 unter dem Titel „Volkssuperlativ“ gegeben hat. — Auch tödtlich hierher zu ziehen, wie die hannov. Regeln und auch Andresen wollen, scheint mir nicht ganz sicher. Wenn auf der einen Seite die Analogie von „schmerzlich, gefährlich“ und zahlreichen ähnlichen Wörtern für die Ableitung von Tod spricht, so ist doch auf der andern die Bildung von Adjectiven durch Ansetzung der Endung lich an andre Adjective auch nicht ohne Beispiel, z. B. reiflich, gütlich, fröhlich.

den Unterschied von den in andere Bedeutungen übergegangenen Formen statt und Staat hervorhebt. — Ein drittes dt verdankt ebenfalls seinen Ursprung dem Streben grammatisch zu schreiben. Die Verba wenden und senden bilden die Formen wandte sandte, gewandt gesandt, welche man aus wendete sendete ꝛc. zusammengezogen wähnte, und darnach auch Gesandter Verwandter Bewandtnis u. a. Aber schon das a zeigt an daß das Entstehen dieser Formen in eine Zeit zurückfällt, wo der Umlaut des a in e noch lebendig in Fluß war, sich noch nicht in den Wörtern und Wortformen festgesetzt hatte und noch jedesmal davon abhieng, ob auf die Stammsilbe ein i folgte oder nicht. Damals also, wohl schon im 8. Jahrh., sicherte man diesen Formen das ursprüngliche a durch Ausstoßung des Bindevocales i und schrieb mit Unterdrückung des einen t-Lautes, der ja nicht mehr gehört wurde, santa wanta etc., woraus unsre Formen wurden. Wenn nun auch das dt durch den Gebrauch in ihnen gestützt wird, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, auf wie schwachen Füßen es steht. — Daneben steht beredt, welches auch schon in der älteren Sprache aus beredet entstanden ist (mhd. bereit) und den todten Buchstaben d auch erst in unsrer Zeit wieder eingeschoben hat; doch scheint es mehr berechtigt als jene eben genannten Formen, weil auch sein Vocal von der mittelhochdeutschen Form abgewichen ist und sich der Grundform beredet wieder genähert hat. Aber Beredsamkeit kommt von bereden, wie Folgsamkeit Lenksamkeit Fügsamkeit von den entsprechenden Infinitiven. — Ganz ebenso gebildet ist gescheidt, jedoch nur eine falsche Analogie, denn wir suchen vergebens nach einem Participium, aus dem es synkopiert wäre, es ist vielmehr ein Adjectivum mhd. geschîde (vgl. gelenk, gefüge) und unbedingt gescheit zu schreiben. Auch die Form gescheut beruht auf falscher Ableitung.

Endlich bleibt noch eine Reihe einzelner schwankender Wör-

ter übrig, die hier kurz zusammengestellt werden sollen. Pabst hat besonders in neuerer Zeit vielfach die Nebenform Papst bekommen, weil man an seine Herkunft von papas dachte. Das Wort ist aber bereits im 10. Jahrh. in der Form pâbes oder bâbes aufgetreten und kann füglich als eingebürgert angesehen werden. Wenn man die Analogie von Haupt aus houbet anführt, so spricht für b noch eine stärkere Analogie in Abt, Herbst, Obst, Probst. — Riethgras ist falsche Schreibart für Riedgras (s. S. 55). — gäten ist falsch für jeten, denn nur in der Präsensform ih gite verwandelte die ältere Sprache das j in g. — Bei den übrigen Wörtern beruht die doppelte Form auf einer doppelten Aussprache und unsre Befugnis die eine als allein richtig hinzustellen ist deshalb beschränkter. Denn wenn auch wohl ermittelt werden kann, welche Form die ursprünglichste ist und welche die, in der Regel niederdeutsche, Nebenform, so haben wir doch noch kein Recht die letztere, wenn sie sich völlig festgesetzt hat, aus der Sprache zu weisen; man müßte denn die lebende Sprache wie ein Rechenerempel behandeln wollen und alle Wortformen streichen, die sich nicht aus den erkannten Gesetzen herausrechnen laßen. Wer möchte die Formen Odem, Roggen, Hafer, pausbacken, Pickel Pickelhaube verwerfen, die in der edlen Sprache durchaus zuläßig und theilweise gebräuchlicher sind als die streng hochdeutschen Athem, Rocken, Haber, bausbacken, Bickel? Andere haben sich freilich nicht so bestimmt in der Schriftsprache festgesetzt und können deshalb noch zurückgewiesen werden; es sind birschen, Borde, waden, Tute oder Tüte, Parchent statt pirschen, Borte, waten, Düte, Barchent. Dinte ist niederdeutsch für Tinte und hat sich besonders dadurch im Gebrauche befestigt daß der ursprünglichen Form die allgemeinere Bedeutung „Farbe“ beigelegt ist; da aber jene Unterscheidung irrthümlich ist und in der Aussprache noch immer die richtigere Form überwiegt, so dürfen wir kein Bedenken tragen die Schrei-

bung Dinte ganz zu verwerfen. — Schließlich empfiehlt sich die Aufrechthaltung der ursprünglichen Schreibweise in Hellebarte d. i. Helmart, Wildpret mhd. wiltpraete und aufsgerathe wohl, weil diese Wörter dadurch vor einer falschen Erklärung und Ableitung bewart werden.

Anhang.

Eigennamen, Fremdwörter, große Buchstaben, deutsche Schrift, Redezeichen.

Im Folgenden müßen noch nachträglich einige Punkte berührt werden, die zum Theil nur Aeußerlichkeiten betreffen zum Theil von wißenschaftlichem Standpunkte aus sich nicht entscheiden laßen. Wir können dabei um so kürzer sein, als es hier nicht die Absicht ist eine vollständige Zusammenstellung der orthographischen Regeln zu geben sondern nur diejenigen zu besprechen, welche in neuerer Zeit Widerspruch erfahren haben.

Die deutschen Eigennamen laßen sich, soweit ihre Etymologie deutlich ist, in ihrer Schreibung wie alle übrigen Wörter beurtheilen; hätten wir ein Recht dazu die richtigen Formen überall wiederherzustellen, so würden wir z. B. schreiben müßen: Schmid, Maier, Haine, Brand, Schulze, Schröter, Rainhold, Rainhart, Giseke, Giselher, Walther, Bötcher, Schuhmacher. Leutpold, Gotleib, Friderich, Rudolf, Chlothilde, Edward, Sigmund, Adellinde u. s. w. Die Zahl der entstellten Namen ist verhältnismäßig weit größer als die anderer Wörter, weil sie sehr früh ihre ursprüngliche Bedeutung einbüßten und dadurch der Verderbnis ausgesetzt waren. Und nicht nur aus Unkenntnis wurden sie entstellt, oft sollte eine etymologische Bedeutung, die neckischer oder häßlicher Natur war und von dem Volkswitze

derberer Zeiten zeugte, durch absichtliche Schreibfehler verdeckt, oft durch dasselbe Mittel gleiche Namen, die verschiedenen Familien angehörten, unterschieden werden, und noch häufiger diente die Einschiebung überflüßiger Buchstaben dazu sie für das Auge gewichtiger zu machen. So können sie uns zur Musterkarte dienen für alle Misbräuche und Fehler, die jemals in unsrer Orthographie aufgetaucht sind. Aber die Familiennamen sind Privateigenthum, an das wir unsre Hände nicht legen dürfen, eher können wir manche von den Vornamen beßern und wir erreichten dadurch noch den Vortheil daß ihre ursprüngliche, meist recht sinnige Bedeutung klarer hervorträte, sie dem Volke lieb und werth machte und so ihnen wieder den Vorrang vor den vielen fremdländischen Vornamen verschaffte *). Auch bei den Länder-, Orts-, Berg- und Flußnamen fehlt es nicht hie und da an Entstellungen, die leichter oder schwerer erkennbar sind, je nachdem ihre Etymologie uns deutlich ist. Wir sehen z. B. leicht die Fehler in Coblentz, Tyrol, Schwytz, St. Gotthardt, Bayern, Bayreuth, Rothenburg. Aber hier ist im allgemeinen große Vorsicht nöthig, einmal daß wir nicht fehl greifen und dann daß wir nicht zu viel beßern. Die Fehler jener Namen liegen zwar auf der Hand, dagegen sind wider Erwarten richtig Thüringen, Kärnthen, Böhmen, Meissen u. a., und es gehören in den meisten Fällen vereinte sprachliche und geschichtliche Nachforschungen oft mühsamer Art dazu, um die Herkunft zu entziffern. Wenn wir ferner aber auch überall im Klaren wären, so würde dennoch der Umstand, daß

*) Eine interessante Zusammenstellung und Erklärung alter und neuer deutscher Namen gibt O. Abel. Berlin 1853, 61 S. Beiträge zur Erklärung der Familiennamen lieferten in den letzten Jahren die Namensbüchlein von Hoffmann, welcher den Namen aus den Städten Breslau und Hannover eine Untersuchung widmet, das von Geisheim über die Namen Berlins und eine Schrift von A. F. C. Vilmar über die Entstehung und Bedeutung deutscher Familiennamen.

die meisten Namen in der jetzigen Gestalt eine gewisse officielle Geltung erlangt haben und dazu bei manchen daß sie durch ihre unrichtige Form von gleichlautenden geschieden werden (vgl. Münden und Minden, Rothenburg und Rotenburg), uns fast immer von einer Aenderung zurückhalten.

Ueber die Schreibung der Fremdwörter ist jetzt nur wenig Meinungsverschiedenheit; mögen auch Sonderlinge sich darauf steifen sie wie deutsche Wörter möglichst nach der Aussprache zu schreiben, mögen einige nach dem Vorgange des Italienischen die Buchstaben y, ph, th aus den griechischen Wörtern bannen, so dürfen wir doch als den anerkannten Grundsatz annehmen daß sie so geschrieben werden, wie sie in der fremden Sprache geschrieben wurden oder wie sie sich in der unsrigen entwickelt haben, kurz daß sie im allgemeinen ganz durch den herschenden Sprachgebrauch bestimmt werden. Denn sie führen uns in der That auf ein Gebiet bunter Mannigfaltigkeit, welche jeder Regel Hohn spricht. Während viele von ihnen seit alten Zeiten und so vollständig eingebürgert sind daß sie von uns ganz in die Besprechung der deutschen Wörter mit hineingezogen werden konnten, entfernen sich die andern in einer unendlichen Abstufung der Uebergänge von dem deutschen Sprachcharakter bis zu der Gränze, wo sie sogar mit fremden Buchstaben geschrieben werden. Man betrachte z. B. folgende Reihe: Fenster, Karte, Kissen, Möbel, Chronik, aber mit ursprünglicher Aussprache chronisch und Chronometer, Maschine, Prozess, Costüm, amüsieren, Cadet, imaginär, Champagner, moquant, courant, Officier, Façon, Pardon, Coupon, Bouillon, ennuyieren, Rouleau Plur. die Rouleaux, Filet, Guttapercha, nonchalant, eine actio crediti, die petition of right. Ganz neu entlehnte Wörter wird man in der Regel auch ganz in der fremden Schreibung wiedergeben, im übrigen hängt aber der Grad, in wieweit sie sich der deutschen Aussprache und Orthographie unterworfen haben, weniger von

der Zeitdauer ihrer Anwesenheit ab als von den Kreisen, in welchen sie gebraucht wurden. Streng wißenschaftliche Ausdrücke halten sich am reinsten, einen Anflug deutscher Färbung bekommen sie darauf schon leicht, wenn sie in die allgemeine Sprache der Gebildeten eintreten, aber den vollen Stempel deutscher Währung und deutschen Klanges ist allein der Mund des Volkes im Stande daraufzudrücken als der unverdorbene und kräftigste Träger des Sprachgefühles. Während dies letzte Ziel aber nur wenige erreichen, halten sich die meisten auf Zwischenstufen, ein jedes auf seine Weise je nach der Art seiner Uebersiedlung und nach den Schicksalen, die es auf deutschem Boden erlebt hat. Darum können orthographische Regeln hier auch keinen Rath schaffen sondern nur Kenntnis der fremden Sprachen und ein Fremdwörterbuch. Wem aber beides fehlt, der wähle den allerklügsten Weg und behelfe sich nach Kräften mit deutschen Wörtern; denn soviel haben die Sprachreiniger aus dem Anfange dieses Jahrhunderts erreicht daß es nicht mehr für das Zeichen eines Gebildeten gilt seine Rede mit Fremdwörtern zu spicken.

Die großen Buchstaben werden in keiner Sprache soviel gebraucht wie bei uns. Im Mittelhochdeutschen pflegte man noch alles mit Ausnahme der Eigennamen klein zu schreiben und selbst nach einem Punkte, wenn nicht ein Absatz damit verbunden war, klein anzufangen. Die großen Buchstaben, welche mit dem Pinsel ausgeführt und oft mit bunten Farben und Bildchen geziert waren, bezeichneten den Anfang der Strophen und Capitel. So sind die verzierten, schnörkelreichen Anfangsbuchstaben unserer Canzlisten noch ein schwacher Nachglanz jener mittelalterlichen Initialen, deren Farbenpracht und wunderbar schöne Miniaturbilder wir noch heute bewundern. Aber der Gebrauch der großen Buchstaben mehrte sich und schon im Beginne des 16. Jahrh. schrieb man zuweilen Wörter im Satze groß, die man betonen oder doch für das Auge hervorheben

wollte; so Ickelsamer und Luther in der Bibelübersetzung. Der erstere hat u. a. folgende Ueberschriften: „Von der Teutschen wörter Etymologia / bedeutung uñ ursprung. Vom überflus / mangel uñ verwandlung unsres A be ces / sampt einer Regel zum lesen dienstlich.“ Dieser Grundsatz, der sich besonders bei den Holländern erhielt, herschte dann wohl noch bis in die Mitte vorigen Jahrhunderts hinein, wenigstens finde ich ihn noch ausgesprochen bei den Grammatikern Stieler und Schottel (Ausg. von 1737), die sich aber daneben beide über den Umstand beklagen daß ihre Setzer sich an ihr Manuscript nicht kehrten und beliebige andre Wörter, vorzugsweise die Nennwörter, groß druckten. Das Schwanken dauerte dann noch fort bis in den Anfang unsres Jahrhunderts hinein, da aber konnte die mit Riesenschritten steigende Litteratur die Unsicherheit hierin wie in der Orthographie überhaupt nicht mehr ertragen und das Großschreiben der Hauptwörter wurde fortan Regel. Und so dringend war das Bedürfnis der Festigkeit, so gebieterisch machte sich die Regel, die von keinem Grammatiker gefordert war, geltend daß wir von der alten Weise jetzt schon gar keine Spur mehr haben würden, wenn nicht Kirchengesangbücher und einige alte Ausgaben der Bibel sie noch bewart hätten.

Wir können nicht sagen daß diese großen Buchstaben gerade eine Zierde für die Schrift sind, dazu würde ihr Wegfall raumersparend für den Druck und zeitersparend für den Schreiber sein, und wir dürfen Grimm, der besonders diese Forderung stellt, wohl zugeben daß „wenn erst einmal ein einziges Geschlecht sich hierin wie in andern Dingen der neuen Schreibweise anbequemt hätte, im nachfolgenden kein Hahn mehr nach der alten krähen würde.“ Aber ein jeder, der so gedruckte Schriften gelesen hat, weiß wie lästig die Aenderung dem Auge ist und wie sehr sie anfangs das rasche Lesen ja sogar das Verständnis hindert; sollte sich dem wohl ein ganzes Geschlecht anbequemen? und können wir es verantworten einem Geschlechte, dessen geistiger

Verkehr ebensosehr auf der Schrift wie auf der mündlichen Rede beruht, eine solche störende Veränderung zuzumuthen, bloß weil sie in mancher Hinsicht zweckmäßig ist? Denn fehlerhaft ist die herschende Weise nicht zu nennen, da das Wesen der Hauptwörter dadurch nicht geändert wird; und die Gründe, welche dagegen angeführt werden, bestehen theils eben in Gründen der Zweckmäßigkeit, denen wir hier keineswegs widersprechen wollen, theils aber in bloßen Aeußerungen der Antipathie, wobei sie z. B. eine sinnlose verkleisterung der buchstaben, ein unrat der schrift genannt werden, Ausdrücke die natürlich keine allgemeine Beweiskraft haben. Die Fälle, in welchen wir jetzt die großen Buchstaben regelmäßig anwenden, sind: 1. zu Anfang eines Satzes und Verses und nach einem Kolon, wenn directe Rede darauf folgt. 2. werden damit versehen alle Substantiva, alle zu Substantiven erhobenen Adjectiva und Infinitive, die letzteren wenn vor ihnen kein Object oder Adverb steht. Eine Ausnahme, welche die Praxis schon länger kennt und in den hannoverschen Regeln hinzugefügt ist, betrifft die zu Adverbien gewordenen oder in adverbialen Redensarten vorkommenden Substantiva. 3. die von Eigennamen abgeleiteten Adjectiva in dem Falle daß diese Abstammung besonders hervorgehoben werden soll. 4. diejenigen Adjectiva und Ordnungszahlen, welche mit dem Artikel einem Eigennamen als Apposition nachgestellt sind. 5. die zur Anrede dienenden Pronomina und Titulaturen im Brief- und Geschäftsstile. Meistens werden auch noch die zu Substantiven erhobenen Pronomina und unbestimmten Zahlwörter wie manche, diese, einige, viele groß geschrieben, doch kommt dies immermehr außer Gebrauch.

Mit der deutschen Schrift verhält es sich ähnlich wie mit den großen Buchstaben; die Frage aber, ob an und für sich die deutschen oder die lateinischen Formen der Buchstaben vorzuziehen seien, ist noch äußerlicher und für die Sprache unwesentlicher als jene über den Gebrauch der großen Initialen, und

ihre Beantwortung ist nicht Sache der Wißenschaft sondern des Geschmackes und der Mode. Seit dem 12. Jahrh. fiengen die Schreiber an die runden Züge der lateinischen Schrift in eckige zu verwandeln und dadurch die sogenannte gothische Schrift hervorzubringen; die völlige Ausbildung derselben finden wir dann im 14. Jahrh. Dies geschah bei allen gebildeten Völkern der damaligen Zeit und gieng dann auch ein Jahrhundert später auf die Buchdruckerkunst bei deren Entstehen über. Wenn diese eckige Schrift jetzt ziemlich verächtlich eine Entstellung und Abart der runden genannt wird, so mag man vom ästhetischen Standpunkte aus ein Recht zu solchem Urtheile haben, einige Achtung vor ihr sollte uns aber doch der Hinblick einflößen daß sie aus derselben Geschmacksrichtung hervorgegangen ist, welche die großartigen Werke mittelalterlicher Baukunst und Ornamentik erschuf. Zuerst kehrten darauf die Italiener, als Wißenschaft und Kunst sie auf das Alterthum zurückführten, zu ihrer alten runden Schrift zurück, ihnen folgten von den Völkern diesseits der Alpen erst die Franzosen darauf allmählich auch die Niederländer und Engländer, während die übrigen Völker die alte Schrift zwar für die lateinische Sprache wieder in Gebrauch nahmen, aber für die eigne Landessprache die neue beibehielten. Wir sehen hieraus nun erstens daß unsre Lettern nichts originelles sind sondern nur einer Umgestaltung der lateinischen ihren Ursprung verdanken, und zweitens daß wir auch nichts eigenthümlich deutsches in ihnen haben, weil mit uns auch noch die Dänen, Schweden, Litthauer, Finnen, Böhmen und andre slavische Völker dieselbe Schrift besitzen, nur daß sie vielleicht neben der lateinischen einen etwas sparsamern Gebrauch davon machen. Darum braucht uns nicht am Herzen zu liegen sie als ein besonderes Gut zu bewaren, und wir haben nicht nöthig es sonderlich zu bedauern, wenn, wie es jetzt in der That den Anschein hat, sie über kurz oder lang ganz wieder aufgegeben werden sollte. Denn freilich deuten manche Zeichen darauf hin. Der Geschmack

spricht sich immer entschiedener für die runde Schrift aus und man wendet bei weitem mehr Fleiß darauf ihre Lettern schön und deutlich zu formen als die der eckigen Schrift; als Zierschrift bei Inschriften, Anschlägen und Aushängeschildern findet sie vorzugsweise Anwendung, vgl. z. B. auch die Ueberschriften auf S. 32, 103; ja sogar in die deutsche Schrift selbst wird von der neueren Schreibekunst ein lateinischer Buchstabe nach dem andern eingeschmuggelt. Endlich nimmt auch der Gebrauch der lateinischen Druckschrift so überhand daß von den wißenschaftlichen Büchern und Zeitschriften schon die große Mehrzahl darin gedruckt wird, theils weil einmal so Geschmack und Mode wollen, theils um dem Ausländer das Lesen derselben zu erleichtern. So befinden wir uns schon fast ganz in einer Uebergangsperiode und die Masse des Volkes, welche in ihrer Schrift zwar noch ziemlich streng an den deutschen Buchstaben festhält, trägt doch schon die lästigen Folgen eines solchen Uebergangszustandes, da sie gezwungen ist zwei Alphabete oder, wenn wir die großen Buchstaben mit in Anschlag bringen und ferner dazu rechnen daß die deutsche Cursivschrift von der Druckschrift ganz verschieden ist, sechs Alphabete schreiben und lesen zu lernen. Ein jeder, der den Unterricht in der Volksschule kennt, weiß wie hemmend und zeitraubend die Erlernung dieser Alphabete für die Jugend ist, und wir müßen aus diesem Grunde dringend wünschen daß entweder der Gebrauch der lateinischen Schrift wieder auf ein solches Maß beschränkt werde daß sie in den Volksschulen gar nicht gelehrt zu werden braucht, oder daß sie, wohin sich unsre Zeit freilich mehr zu neigen scheint, möglichst rasch zu einem vollständigen Siege gelange.

Um alle Punkte der deutschen Rechtschreibung besprochen zu haben, bliebe uns jetzt noch übrig über die Redezeichen zu handeln; da aber deren herkömmlicher Gebrauch bis jetzt noch keine bedeutenden Angriffe erfahren hat, so scheint es überflüßig die bekannten Regeln, wie sie besonders von Becker ausgeführt

sind und im wesentlichen noch jetzt gelten, hier noch einmal zu wiederholen, und einige wenige Worte werden genügen.

Die Silbentrennung geschieht bei uns nicht nach der Wortbildung sondern nach der Aussprache, nicht schreib=en, Wört=er, sondern schrei=ben, Wör=ter. Zwar ist der ersteren Weise auch von einzelnen das Wort geredet worden, zuerst vielleicht von Schottel zuletzt von Möller, und es ist nicht zu leugnen daß sie wißenschaftlicher ist, aber ihre Durchführung stößt auf so manche Schwierigkeit und ist namentlich im Volke so vielen Misgriffen unvermeidlich ausgesetzt daß wir die übliche einfache Weise unbedingt vorziehen müßen. Nach welcher Regel sollten wir da auch mit den Fremdwörtern verfahren, deren Silbenabtheilung wir oft gar nicht wißen, und wie mit denjenigen deutschen Wörtern, deren Ursprung dunkel ist, z. B. A=meise oder Am=eise?

Der Gebrauch des Apostrophes ist in neuerer Zeit mit Recht etwas eingeschränkt, indem wir ihn nicht mehr da anwenden, wo innerhalb der Wörter nach bekannten Sprachgesetzen einzelne Buchstaben ausgefallen oder wo Flexionen angetreten sind. Also z. B. nicht mehr lies't, sag'te, Hannover'sche Geschichte, Schiller's Werke sondern liest, sagte, Hannoversche Geschichte, Schillers Werke. Mögen auch im letzten Falle die Buchbinder beim Drucken der Titel sich der Deutlichkeit wegen des Apostrophes bedienen, die zusammenhängende Rede bedarf desselben nicht. — Doch ist hier im Interesse der Sprache vor dem zu häufigen Ausstoßen und Abwerfen des tonlosen e zu warnen, damit ihr nicht auch die wenigen Flexionen, die sie noch hat, verkümmert werden. Wir stoßen es nach der Regel bei den Hauptwörtern aus, die auf eine tonlose Silbe schließen, z. B. Meßers, Abends; aber es ist ein Misbrauch, wenigstens für die Prosa, dasselbe bei einsilbigen und solchen Wörtern zu thun, deren letzte Silbe einen Nebenton hat, wie des Wegs dem Weg statt Weges Wege, Lesebuchs dem

Lesebuch statt Lesebuches Lesebuche. Eine zweite Bemerkung betrifft den Imperativ; wir schreiben jetzt richtig gib, laß, reiß, schreib ohne e und ohne Apostroph, weil der Imperativ der starken Conjugation nie eine Endung gehabt hat und nur im Neuhochdeutschen oft fälschlich damit versehen wird, aber es ist unrecht bei den Verben der schwachen Conjugation im Imperativ das e abzuwerfen. Der Grund daß die mündliche Rede es vor nachfolgendem Vocale oft verschluckt, z. B. sag' uns, berechtigt uns nicht es auch in der Schrift auszulaßen, da dasselbe in unzähligen andern Fällen auch geschieht, ohne daß die Schrift es nachahmt.

Auch die Interpunctionszeichen werden in der neueren Zeit etwas sparsamer angewandt, weil man gefunden hat daß ihr übermäßiger Gebrauch für den Lesenden wie den Schreibenden gleich lästig ist und den Vortheil, den sie bieten sollen, klare Uebersicht über das Satzgefüge, bedeutend schwächt. Wenn einzelne in der Sparsamkeit etwas weit gehen, so ist doch darüber schwer mit ihnen zu rechten; denn die Interpunction dient dem Baue der Sätze und Perioden, und wie jeder Schriftsteller hierin nach seiner Eigenthümlichkeit und dem zu behandelnden Gegenstande gemäß verfährt, so kann er auch die Lesezeichen nach seinem Bedürfnisse verwenden, um das Verständnis seines Satzbaues zu erleichtern. Natürlich kommt es dabei auf den richtigen Takt an, auch räumen wir dem Meister mehr Freiheit ein als dem angehenden Schriftsteller. Aber eine grobe Verletzung der seit Becker geltenden und in unsern Schulen eingeführten Grundregeln werden wir unter allen Umständen tadeln und sie wird sich auch selbst dadurch rächen daß sie das Verständnis des Geschriebenen erschwert. Da im Vorstehenden der Gebrauch des Kommas nach dem Vorgange vieler Schriftsteller etwas eingeschränkt ist, so mögen hier schließlich noch die Regeln stehen, nach welchen dabei verfahren ist. Das Komma steht 1. vor und nach Anreden, 2. vor und nach Appositionen,

3. zwischen einzelnen Wörtern, die in gleichem Verhältnisse zum Satze stehen, aber nicht durch Conjunctionen verbunden sind, 4. vor dem Infinitive mit um zu und ohne zu; aber nicht vor dem Infinitive mit zu, wenn er bloß den Inhalt des regierenden Wortes angibt, 5. zwischen beigeordneten Sätzen, welche unverbunden neben einander stehen oder durch hervorhebende Conjunctionen (aber, dann, jedoch) verbunden sind, 6. vor und nach eingeschobenen Sätzen, 7. vor untergeordneten Sätzen mit Ausnahme der mit daß angeknüpften Inhaltssätze. Die letztere Ausnahme ist aus doppeltem Grunde zweckmäßig, einmal weil die Sätze dieser Art sich besonders eng und meistens fast ganz ohne Redepause an den Hauptsatz anlehnen, zweitens weil sie recht häufig nach kurzen Hauptsätzen (ich glaubte, sagte, es ist gut) stehen, wo ein Komma nicht bloß überflüßig sondern auch für das Auge lästig ist.



Wortregister.

Druck der Univ.-Buchdruckerei v. E. A. Huth in Göttingen.

Schöllhorn



